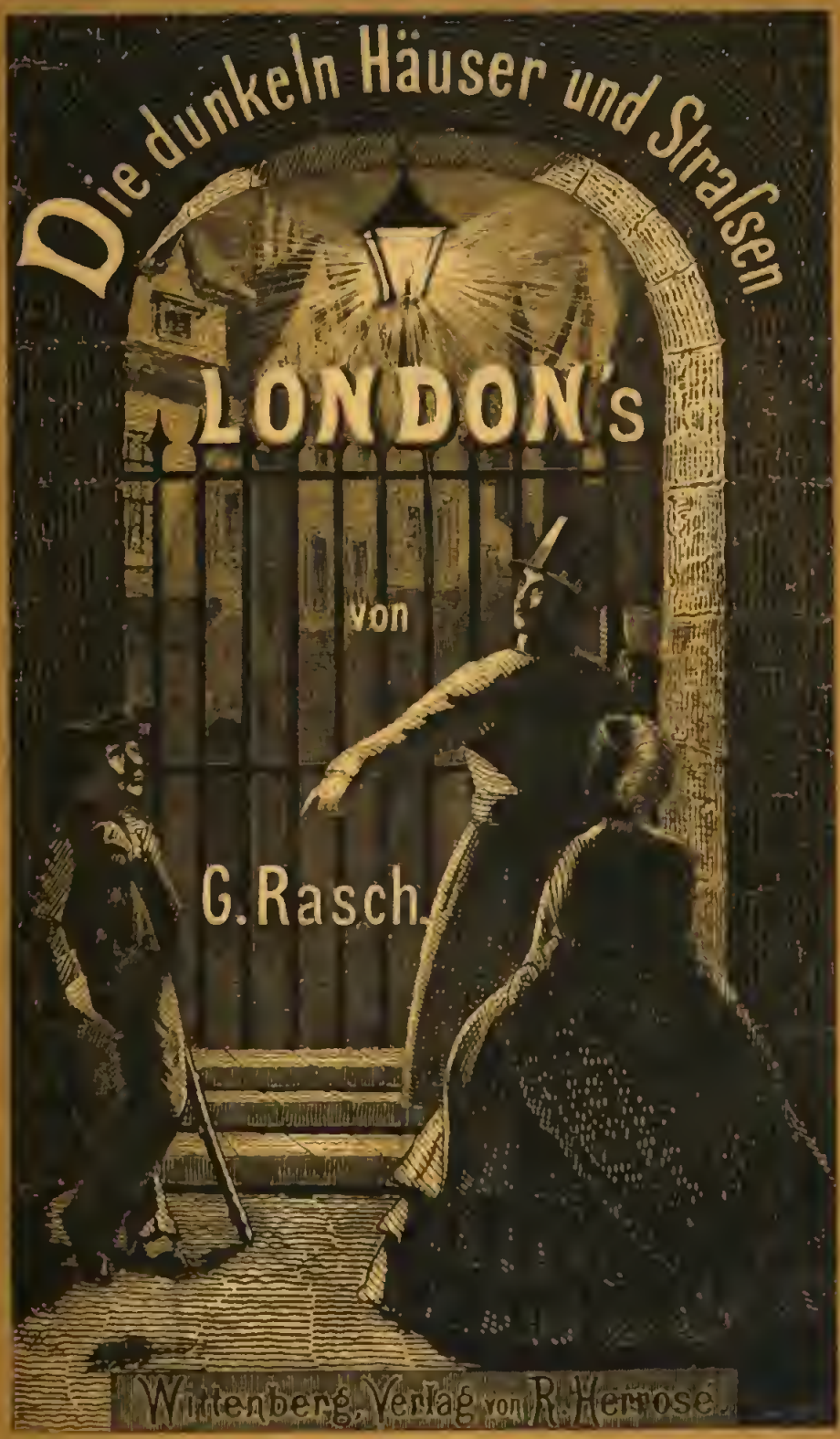
<36615465760012

<36615465760012

Bayer. Staatsbibliothek


Die dunkeln Häuser und Strafsen
LONDON's
von
G. Rasch.
Wittenberg, Verlag von R. Herrose.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Dunkele Häuser und Straßen

in

# London.

Von

Gustav Rasch.

---

Erster Band.

Wittenberg.

Verlag von R. Herrosé.

London: H. Bender, 8, Little Newport Street, Leicester SQR., W. C.
New-York: Bernhard Westermann & Comp., 440. Broadway.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Herrn Gustav Struve

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

## Mein verehrter Freund!

Die folgenden Blätter ſchildern nicht das London „der obern Zehntauſend“, ſondern das London „der Armen und Elenden“. In keinem europäiſchen Lande iſt die Kluft zwiſchen der bevorzugten Minderheit und den Maſſen des Volkes größer, als in England; nirgends iſt dieſe bevorzugte Minorität kleiner. In ihren Händen iſt der ganze Grundbeſitz mit allen ſeinen Privilegien; in ihren Händen befinden ſich alle Stellen und Sinecuren in der Armee, in der Juſtiz, in der Verwaltung, in der Kirche; in ihrem Beſitz ſind die Fabriken, der Handel, die Handelsflotte, der Reichthum, die Regierung und die Verwaltung. Die „obern Zehntauſend“ bilden aus ſich das Parlament; von ſieben Millionen engliſcher Bürger iſt nur eine Million auf dem Papiere wahlberechtigt und wählbar, während ſie in Wirklichkeit durch den ſocialen Druck, der auf ſie ausgeübt wird, auf eine viertel Million zuſammenſchmilzt. Die engliſche Freiheit haben die engliſche Ariſtokratie und die reiche Bourgeoiſie nur für ſich ſelbſt geſchaffen, und der ungeheuren Majorität des Volkes nichts übrig gelaſſen, als einige wenige perſönliche Rechte, welche nur die deutſchen „Gothaer und Altliberalen“ anzuſtaunen im Stande ſind.

In dieſer Anſchauung ſind meine „dunkele Häuſer und Straßen in London“ geſchrieben. Ich widme ſie Ihnen, dem großen Bürger, der, als er zuerſt vor ſechszehn Jahren die „deutſche Republik“ proclamirte, auf die Fahne der deutſchen Republik die Worte ſchrieb: „Freiheit, Bildung und Wohlſtand für Alle!“

Coburg, den 29. October 1863.

Guſtav Raſch.

# Inhaltsverzeichniß.


Erſtes Kapitel. **Nordſee-Fahrt** (Einleitung) . . Seite 1

Auf der Sandbank. „Der verlaſſene Bruderſtamm“. Die Schlacht am Duſendüwelswall. Die Dänen in Holſtein. Schleswig-Holſteiniſche Luft. Die „Mordſee“. Die alte Liebe. Heinrich Smidt. Helgoland. Die holländiſche Küſte. Der Nebel und die Nacht. Der Waſſercorſo. Gravesend. Der Hafen von London. Blackwall. Der däniſche Correſpondent des Herald.

Zweites Kapitel. **London unter der Erde** . . Seite 17

Das Bett einer Londoner Straße. Die Cloaken-Rieſenſtadt. Der Fleetgraben. Blutige Ströme. Siedende Ströme. Dunſtſtraßen. Telegraphentuben. Die Waſſerleitungen. Die Schwierigkeiten der Anlegung einer unterirdiſchen Eiſenbahn. Fahrt auf der unterirdiſchen Eiſenbahn. Bahnhöfe über und unter der Erde. Die Tunnels. Die Stationen. Farringdon-Street. Londoner Contraſte.

Drittes Kapitel. **London bei Abend und bei Nacht** Seite 27

Acht Uhr Abends. Londoner Langeweile. Das Schauſpiel. Die Oper. Die Concerte. Engliſche Kaffeehäuſer und Reſtaurants. Die Alhambra. Café chantant am Leiceſterſquare. Wachsfiguren-Cabinet von Madame Tüſſaud. Neun Uhr. Regentsſtreet um neun Uhr. Leiceſterſquare um neun Uhr. Engliſche Prüderie und Heuchelei. Argyll-Rooms. National-assembling-Rooms. Zehn Uhr. Eine Abendfahrt durch London. Cremorne Gardens. Ein Zaubergarten. Das Turnier. Ein Tanzſaal. Londoner Mädchen. Contraſte. Die Bekehrung der Sünderinnen. Mitternachtstänze und Mitternachtsthees. Zwölf Uhr. Eine Fahrt durch London bei der Nacht. Zwei Uhr. Die Promenade auf Haymarket. Mitternachtsorgien. Das Publichaus in Oxfordſtreet.

Viertes Kapitel. **Die Gefängniſſe und Hinrichtungsſtätten des Tower** . . . . . Seite 56

Blutige Orte in Europa. Das Jagdſchloß im Blühnbachthal. Der Dogenpalaſt in Venedig. Der Louvre. Der Tower. Die Gefangenen und Hingerichteten des Tower durch Jahrhunderte. Das Blutgerüſt auf dem Towerhügel. Anblick des Tower vom Towerhügel. Die Verrätherpforte. Der Blutthurm. Der weiße Tower. Der Beauchampthurm. Das Schaffot. Die Begräbnißſtätten in der St. Peters-Kapelle. Der Devereuxthurm. Der Kieſelthurm oder „die kleine Hölle". Der Bogenmacherthurm. Jane Gray. Katharina Howard. Anna Boleyn. Eſſex. Die Söhne Eduards. Der Herzog von Clarence. Der Herzog von Glouceſter. Die Gefängnißwohnung in Eliſabeths Rüſtkammer. Folterwerkzeuge. Hinrichtungsbeile. Das Gefängniß des Sir Walter Raleigh. Der letzte Gang. Die Erinnerungen im Thurme der Verurtheilten. Rundſchau auf Towerhill.

Fünftes Kapitel. **Nächtliche Wanderungen durch verrufene Quartiere und Straßen** . . . . . Seite 78

Newgate. Die Zelle der Verurtheilten. Der Detective. Fountain Tavern. Die Diebe von Golden Lane. Die Swellmobsmen. Die Decker. Die Studien der Taſchendiebe. Die Diebeshöhle. Victoria Hall. Mitten unter den Dieben. Die Marienblume. Petticoat Lane, das Judenquartier. Die Unterrocksſtraße am Sabbath. Die Einbrecher. Die „Ticket of leave Men". Die Quartiere der unteren Themſegegend. Die Rabenklippe. Das Publichaus der „Ticket of leave Men". Mordhöhlen an der Themſe.

## Erſtes Kapitel.

# Nordſee-Fahrt.

(Als Einleitung.)

Auf der Sandbank. „Der verlaſſene Bruderſtamm“. Die Schlacht am Duſendüwelswall. Die Dänen in Holſtein. Schleswig-Holſteiniſche Luft. Die „Mordſee“. Die alte Liebe. Heinrich Smidt. Helgoland. Die holländiſche Küſte. Der Nebel und die Nacht. Der Waſſercorſo. Gravesend. Der Hafen von London. Blackwall. Der däniſche Correſpondent des Herald.

Es war Morgens um vier Uhr. Seit drei Stunden hatte der „Caſtor“ den Hamburger Hafen verlaſſen und dampfte die Elbe abwärts nach Cuxhaven zu. Die Paſſagiere lagen in den Cabinen und ſchliefen. Der Lootſe, der Capitain und der Steuermann waren auf Deck. Ein Stoß, dann noch ein Stoß, der „Caſtor“ ſtand ſtill. Die Maſchine arbeitete noch einige Minuten, dann hörte auch ſie auf zu arbeiten. Beim erſten Stoß waren wir in den engen Cabinen ſämmtlich erwacht; als die Maſchine aufhörte zu arbeiten, ſprangen wir auf. Wir hörten nichts mehr, als das Plätſchern der Wellen, welche an Bord ſchlugen und das Trampeln der dicken Schuhſohlen der Seeleute, welche auf dem Deck des Caſtor hin- und herliefen. Was war geſchehen, daß der Caſtor ſtill ſtand, als wenn er angenagelt wäre, und daß die

Maſchine nicht mehr arbeitete? — Der Caſtor iſt doch ein neues, großes, feſtes, eiſernes Schiff, und nimmt unter den Dampfern, welche wöchentlich von Hamburg nach London fahren, einen erſten Platz ein.

Wir ſtürzten aus den Cabinen auf Deck. Es lag ein dichter Nebel, rings um das Schiff ein graues Nebelmeer, deſſen Wellen wild durcheinander wogten. Der Caſtor war trotz aller Vorſicht der Lootſen hart neben dem Fahrwaſſer auf den Sand gefahren. Der Nebel hatte den Lootſen zu weit nach der hannoverſchen Küſte gelockt. Bei Nebelwetter und niedrigem Fahrwaſſer fahren die Schiffe ſich auf den Sandbänken der Elbe häufig feſt. Die nächſte Fluth hebt ſie wieder herunter. Bei meinen Ausflügen von den nordfrieſiſchen Inſeln nach den „Halligen“ habe ich, wenn die Ebbe mich überraſchte, mehrmals halbe Tage lang auf den Sandbänken des Wattenmeeres feſtgeſeſſen.

Aber hier war die Stunde der Erlöſung heute noch ſehr fern. Erſt um drei Uhr Nachmittags trat die nächſte Fluth ein, und bis dahin waren wir gezwungen, auf dem Sande auszuharren. Es war recht verdrießlich. Auch der Capitain war recht verdrießlich; der Lootſe und die Schiffsleute waren verdrießlich, und die Paſſagiere, welche Einer nach dem Andern aus den Cabinen auf Deck krochen, ſahen ſich recht verſtimmt an. Der unglückliche Zufall mußte unſere Ankunft in London um wenigſtens zwölf Stunden verzögern.

Aber wo waren wir eigentlich? Wo hatte die fatale Sandbank den Lauf des ſchnellen Caſtor gehemmt, welcher ſonſt in achtundvierzig Stunden von Hamburg durch die Nordſee nach London fährt?

Da zerriß ein Windſtoß die durcheinander wogenden Nebelſchleier. Die Sonne ſtieg aus ihrem feuchten Waſſerbett am Horizont hinauf und blickte uns warm und lächelnd in die Augen; der junge Tag brach an, ein heller, licht-

funkelnder Sommertag. Wie hätten wir ihren warmen und liebevollen Blick kalt und finster erwidern können? Nach einigen Minuten lachten wir über den unglücklichen Zufall und blickten heiter über den Spiegel des Flusses nach den Küstenstreifen hinüber, welche zu beiden Seiten wie grüne Bänder sich zwischen Himmel und Wasser legten.

„Dort unten ist Glückstadt," sagte der Capitain, auf einige Häusergruppen deutend, aus denen sich eine gothische Kirchthurmspitze hervorhob.

Glückstadt! Jetzt wußten wir, wo wir waren. Dort, an jenen grünen Küsten wohnte der „verlassene Bruderstamm", und weiter abwärts, wo die Eider in's Meer strömt, breiteten sich in unabsehbarer Ebene die blumenreichen Marschen der Friesen und der Angeln aus, in denen dänische Hardesvögte und dänische Prediger, welche an Dummheit und Insolenz mit einander wetteifern, in der Unterdrückung deutscher Sprache, deutscher Bildung und deutschen nationalen Strebens sich gegenseitig zu übertreffen suchen. Aber der Friese hat einen steifen Nacken und der Angeliter hat einen zähen Sinn. Und wenn jene Hardesvögte, jene Priester und jene Schulmeister, welche auf den dänischen Inseln ausgesucht werden, um mit List, mit Brutalität und mit Gewalt einen deutschen Volksstamm zu danisiren, noch weitere zehn Jahre in jenen fetten Marschen und auf den wellenförmigen, grünen Ebenen Angelns hausen, auch nicht einen Schritt werden sie weiter rücken in ihren vergeblichen Danisirungsversuchen; eher würden die weißen Dünen der friesischen Inseln und die dunklen Laubwälder auf den Hügeln an der blauen Ostsee zusammenkommen. Unwissende Pastore predigen in dänischer Sprache in den deutschen Kirchen. Aber die Kirchen sind ganz leer, nur der dänische Gensdarm, der dänische Hardesvogt und der dänische Küster sind die Zuhörer „der dänischen Lehre", und oft muß der Pastor von der Kanzel steigen und

der Küſter ſchließt die Kirchthüre wieder zu, weil er ſonſt der einzige Zuhörer geweſen ſein würde, und Beide gehen zuſammen in den Krug, trinken Branntwein und ſingen das Lied vom „tappern Landſoldaten“, und feiern ſo in ihrer Weiſe den Sonntag in einem Lande, welches einſt das „Goſen der Paſtore“ hieß. Aber auch hier ſitzen ſie allein; kein Bauer geht in den Krug, wo der Paſtor mit dem Küſter und mit den Gensdarmen ſitzt und den „däniſchen Sonntag“ feiert. Die Kinder werden mit der Ruthe von dem unwiſſenden Schulmeiſter geprügelt, wenn ſie nicht in die Schule kommen und die Eltern müſſen Brüche über Brüche bezahlen, wenn ſie ſich weigern, ihre Kinder in der Sprache von Kopenhagen unterrichten zu laſſen; aber die Kinder werfen ſpäter die däniſchen Schulbücher ins Waſſer, und haben in wenigen Monaten die däniſchen Worte, welche ihnen mit dem Stock und mit der Ruthe eingeprügelt ſind, vollſtändig vergeſſen. Der Widerſtand der Angeln und Frieſen iſt zäher, wie der Fanatismus der „ſchwarzen Gensdarmen“, wie ſie die ihnen aufgedrungenen Prediger aus Seeland nennen, und die Dummheit und Unwiſſenheit der Schulmeiſter, welche aus Landſtreichern, Matroſen und verkommenen Subjecten rekrutirt werden, und deutſche Kinder aus däniſchen Lehrbüchern in däniſcher Sprache unterrichten ſollen. Aber eine Schande iſt es, und eine unauslöſchliche Schande wird es immer bleiben, wie nun ſeit zehn Jahren däniſche Hardesvögte, Prieſter und Gensdarmen mit ihren Füßen auf den Verträgen umhertrampeln, welche zum Schutz der Rechte Schleswig-Holſteins deutſche Regierungen geſchloſſen haben, nachdem ſie die tapfere ſchleswig-holſteinſche Armee entwaffnet und alle Kanonen und Waffen aus dem Zeughaus in Rendsburg nach Kopenhagen geſchafft hatten.

Armer verlaſſener Bruderſtamm! An deine Leiden und deine Schmerzen, deren Zeuge ich vor zwei Jahren geweſen

bin, dachte ich, wie ich vom Deck des Castor Stunden lang nach deinen grünen Wiesen und deinen von Buschwerk umkränzten Gehöften hinüberblickte. Mein Herz schwoll vor Erbitterung und eine Thräne glitt langsam über die Wange. Wann werde ich deinen heiligen Boden, des Vaterlandes Erde, wieder betreten, wann? Wenn die Glocken von deinen alten, gothischen Thürmen zum Sturme läuten, wenn die Fahne des Aufstandes auf dem Rebensberge über dem einsamen Grabe des Angler Herzogs am Strande flattert und der Seewind in ihren Falten spielt, wenn das Schleswig-Holstein-Lied von der Königsau bis zur Elbe über deinen Marschen und grünen Hügeln erklingt und deine tapfern Söhne wieder das Schwert und die Büchse in die Hand nehmen, um die Dänen hinter die Königsau nach den Haiden Jütlands zu treiben, wie sie es vor sechszehn Jahren gethan haben. Giebt es tapfere und kräftigere Soldaten in Deutschland, wie die Holsten, die Angeln und die Friesen? Wohlan, ihr starken und tapfern Männer, erinnert Euch Eurer Siege bei Bau, bei Eckernförde und bei Kolding; ihr Dithmarsen, erinnert Euch der Schlacht am Dusendüwelswall, wo vierhundert Bauern mit ihren großen Springkloben zwanzigtausend Dänen erschlugen.

Reicht der glänzende Schein jenes Tages nicht mehr in die Gegenwart hinab, so werde ich hier, Angesichts Eures grünen Strandes, nochmals das Bild Eures Ruhmes vor Euch entrollen, blickt auf:

„Es mögen nun schon reichlich zweihundert Jahre her sein, da zog der Dänen-König mit viel Tausend Rittern, Edlen, Reitern und Fußvolk gegen die Dithmarsen, um ihnen die Freiheit zu nehmen. Die Dithmarsen hatten eine freie Republik, regierten sich selbst und duldeten unter sich keine Adelige und Vornehme. Das wollte nun der Dänen-König ihnen nicht länger lassen, obgleich ihm die Sache nichts an-

ging; denn Dithmarſen ſtand unter dem deutſchen Kaiſer und hatte mit dem Könige von Dänemark auch nicht ſo viel zu ſchaffen. Einerlei; der Dänen-König rückte heran und hatte ſich die große, ſchwarze Garde gemiethet, die in Deutſchland geſengt und gebrannt hatte, und wie er alle ſeine Mannſchaft zuſammen hat, geht er auf Meldorf los und verbrennt Weiber und Kinder. Als die Dithmarſen hörten, was für Unthaten der Dänen-König vollbracht hat, ſchworen ſie, daß ſie die unſchuldigen Weiber und Kinder rächen wollen. Der König, welcher glaubte, daß er mit ſeinen 30,000 Mann die paar tauſend Bauern leicht beſiegen könne, marſchirt auf die Schanze los, welche ſie am Duſendüwelswall errichtet hatten. Da war ein Mädchen aus Haide, welches ſich Telſche nannte. Sie hatte ſich dem Heilande verlobt. Mit dem Crucifix in der einen und mit dem Schwert in der andern Hand, ſprach ſie den vierhundert Bauern Muth zu, die in der Schanze ſtanden und den langen Zug des Dänen-Königs heranmarſchiren ſahen. Wie die Bauern aber ſahen, daß das fromme Mädchen den Muth nicht verliert, ſondern ſie anfeuert, tapfer zu kämpfen, da kriegen ſie auch Vertrauen in ihre Kraft und halten tapfer Stand. Weil es aber ſchlechtes Wetter iſt, und die Wege knietief ſind, können die ſchweren Ritter nicht recht vorwärts dringen, und wie ihnen die Kugeln aus der einzigen Kanone der Dithmarſen um die Ohren ſauſen, wollen ſie ausweichen und gerathen in die tiefen Marſchgräben, daß ſie zu Hunderten elend umkamen. Da tritt denn der Oberſte von der ſchwarzen Garde vor, und fordert die Dithmarſen auf, ihm einen Mann zu ſtellen, der mit ihm kämpfen will in ehrlichem Kampfe, und wie kein anderer vortreten will, kommt der Schmid von Hemmingſtade, und ſtellt ſich dem Ritter, und wirft ihn in den Schlamm, daß er elend zu Grunde gegangen iſt. Wie aber die Dithmarſen das ſahen, ſtürzen ſie

aus ihrer Schanze hervor, und antworten der Garde, welche immer gerufen hatte: „Wahr di Buer, die Garde kummt", mit den Worten: „Wahr di Garde, de Buer kummt" und schlagen mit ihren langen Sprungkloben auf die Garde und die Ritter unbarmherzig drein, und in wenig Stunden ist die ganze, große Armee des Dänen-Königs vernichtet, so daß an die 20,000 Mann todt auf dem Platze liegen. Da waren denn die Weiber und die Kinder blutig gerächt; aber bis auf den heutigen Tag ist der Dithmarse ein Dänenfeind und wird es wohl bleiben für ewige Zeiten." *)

„Was meinen Sie?" sagte ein Hamburger Kaufmann, der neben mir stand, und nach der Holsteinschen Küste mit seinem Fernrohr hinüberblickte, „wenn wir in einem der kleinen Boote, welche da auf dem Vorderdeck des Castor befestigt sind, für einige Stunden in Glückstadt landeten, am Nachmittag können wir zurück sein." —

„Ich würde doch von einem solchen Ausfluge dringendst abrathen," mischte sich der Capitain in das Gespräch, „dem Verfasser des Buches: „„vom verlassenen Bruderstamm"" könnte die Reise übel bekommen."

Ich lachte. „Werde auch nicht fahren," erwiderte ich, „Capitain, seien Sie unbesorgt, sind Sie auch ein Schleswig-Holsteiner?"

„Bin ein Schleswig-Holsteiner," sagte der würdige Capitain, „kenne die Dänen; auch der Mann da am Steuerruder ist aus Holstein."

Dann trat eine Dame zu uns heran, als sie von Holstein sprechen hörte. Sie war in Rendsburg gewesen, wo ihre Mutter wohnte, und reiste nach London, um ihren Mann zu erwarten, welcher ein Hamburger Schiff führte

*) So erzählt Graf Adelbert Baudissin in seinem interessanten Buche: „Christian VII. und sein Hof". II. Abth. Band I. Seite 78. Verlag von Carl Rümpler in Hannover 1863.

und in einigen Tagen aus Oſtindien heimkehren ſollte. Er war ſchon zwei Jahre abweſend. Auch ihr Herz ſchlug warm für Schleswig-Holſtein, und mit Entrüſtung ſprach ſie von der däniſchen Wirthſchaft in den Herzogthümern, aus der ſie uns einige kürzlich erlebte Scenen mittheilte. Die däniſchen Beamten und Offiziere ſchloſſen ſeit Kurzem ihre Miethe- und Leih-Contracte in den Holſteiniſchen Städten nur auf Wochen oder höchſtens Monate, weil ſie die Bundes-Execution fürchteten und das Ende der däniſchen Herrlichkeit heranna-hen ſahen. „Nun, ſie nennen das auf Vorpoſten ſtehen, wenn ſie nach Kopenhagen ſchreiben," ſagte ein junger Mann aus Hannover; „wenn unſere Truppen nur von Harburg herüber kämen, wir wollten ſie bald aus ihren Vorpoſten auf ihre Inſeln treiben. Aber der Bundestag beſchließt langſam, und geht nächſtens wieder in die Ferien. Sobald wird's wohl noch nicht ſein." Andere Paſſagiere waren aus Mecklenburg, aus Oldenburg, aus Preußen; das ganze nördliche Deutſchland ſchien ſeinen Contingent zu den Reiſen-den des Caſtor geſtellt zu haben. Liberale, Demokraten, Republikaner, aber in einem Gedanken waren ſie alle einig, in dem Haß gegen Dänemark. Auch ein Däne war da, er ging nach England, um im Herald däniſche Propaganda, im Auftrag der däniſchen Regierung zu machen. Hier auf dem Deck des Caſtor ſtand er ganz allein. Sichtbar mied Je-der ſeine Nähe. Es war, wie in Rendsburg, in Huſum und Schleswig, wo der Däne mitten unter lebendigen Menſchen, einſam wie in einer Wüſte, umhergeht. Auf dem Decke des Caſtor wehte die Luft von Schleswig-Holſtein.

Um drei Uhr kam die Fluth. Von Neuem begann die Maſchine zu arbeiten. Wir ſaßen gerade in der Cajüte beim Mittagstiſch und die Damen unterhielten ſich von der See-krankheit, welche ihnen am Abend auf offener See wohl den erſten Beſuch machen würde. Jetzt bewegte ſich das Schiff.

Noch einige Minuten und der Castor setzte seinen Weg stromabwärts nach der Nordsee, welche man in Friesland „Mordsee“ nennt, weil sie während der Stürme im Frühjahr und im Herbste Schiffe und Menschen zu Hunderten mordet, mit verdoppelter Eile fort. Das „alte Land“, das Land Hadeln und Wursten mit seinen reichen und fetten Marschgegenden, flogen in den nächsten Stunden an uns vorüber; in immer weiterer Ferne tauchten rechts die grünen Küsten Holsteins in die Fluthen; immer breiter wurde die Wasserstraße, und als die Abendsonne die grünen Wogen mit einem purpurnen Schimmer färbte, da flatterte vom Mast des Castor die Hamburger Flagge und der Lootse verließ das Schiff. Langsam glitt der Dampfer an der Landungsbrücke von Cuxhaven vorüber. Sie heißt „die alte Liebe“, zur Erinnerung an das Schiff, welches dort versenkt wurde, um ihr als Grundlage zu dienen. Dreimal schwenkte ich den Hut und dreimal rief ich: „Ich grüße Dich, du alte Liebe, von meinem Freunde Heinrich Smidt, dem deutschen Marryat; bald wird er wieder kommen, wie er das alle Sommer zu thun pflegt, und Tage lang von der Bank, welche da neben Deinen hölzernen Pfählen auf grünem Rasen steht, auf seine eigentliche Heimath, auf das Meer schauen, und auf die flatternden Segel, welche uns dem atlantischen Ocean, aus dem stillen Weltmeer, von den Küsten Mexikos, aus Indien und China in den heimathlichen Hafen nach Hamburg zurückkehren, mit denen auch er meist alle Meere der alten und neuen, Welt durchfuhr. Dreimal grüße ich Dich, Du alte Liebe!“

Die Capitainsfrau, welche ihren, aus Ostindien zurückkehrenden Mann in London erwarten wollte, lächelte, als sie meinen Gruß an „die alte Liebe“ hörte. „Sie meinen doch den dicken, alten Herrn im blauen Frack mit gelben Knöpfen mit dem Ordensband im Knopfloch, der im Juli dort immer auf der Bank sitzt?“ sagte sie.

„Derſelbe, gnädige Frau, derſelbe. Von Morgens zehn Uhr an iſt er Archivarius im Kriegsminiſterium in Berlin, von 5 bis 10 Uhr ſchreibt er die Seeromane, welche ihm den Ruf eines zweiten Marryat in Deutſchland verſchafft haben, und im Juli ſitzt er immer auf der Bank dort, um ſeine eigentliche Heimath, das ewige Meer, zu ſehen.“

„Er iſt auch ein Schleswig-Holſteiner.“

„Gewiß, er iſt aus Altona. Und er liebt ſein Land und haßt die Dänen, wie alle Schleswig-Holſteiner.“

Und ſchneller arbeitete die Maſchine, und raſcher flog der Caſtor jetzt mitten in das Meer hinein.

„Thalatta, Thalatta, ſei mir gegrüßt, Du ewiges Meer!“

Die Wogen wurden länger und größer, und ſie murmelten und brauſten unter dem Kiel des Schiffes und ſchlugen ſeine Seiten, und eine lange ſchimmernde Furche folgte dem Steuerruder und bezeichnete den Weg in der Waſſerſtraße wie der lange Schweif eines Kometen. Der Leuchtthurm und die Häuſer von Cuxhaven und die alte Liebe verſanken in den grünen Fluthen und das Dunkel des Abends umhüllte ſie mit ihren Schatten. Ein ſchmaler Felſenſtreif ſtieg am Horizonte auf, es war der Felſen von Helgoland. „Weiß iſt der Sand, grün das Land und roth die Wand, das ſind die Farben von Helgoland“. Ein Dänen-König hat die deutſche Inſel vor noch nicht fünfzig Jahren verrätheriſcher Weiſe an England verhandelt. Auch ſie gehörte dem verlaſſenen Bruderſtamme in Schleswig-Holſtein. Und die deutſchen Regierungen ſahen dem Handel mit derſelben Apathie und Gleichgültigkeit zu, wie ſie jetzt zuſehen, wie die Dänen ſich nach und nach des Eigenthums Schleswig-Holſteins, des Irrenhauſes, des Taubſtummen-Inſtituts und der Grundſtücke der Deutſchen in Schleswig, welche das Verbrechen der Mißlichkeit gegen Dänemark begehen, durch Liſt oder durch Gewalt bemächtigen. Was ging der für den Handel und

Schifffahrt so wichtige Punkt in der Nordsee die deutschen Regierungen an! Haben sie doch durch den Hammer des Flotten-Fischers die Schiffe der deutschen Flotte an den Meistbietenden verauctioniren lassen. Mögen die Hamburger Kaufleute sich doch für ihr eigenes Geld Panzerschiffe in England kaufen, um bei dem nächsten Kriege Deutschlands gegen Dänemark die Elbe von der Blokade der Dänen frei zu halten. Der Handel in Hamburg und in den nördlichen Küstenländern und die Interessen der deutschen Regierungen sind ja Dinge, welche sich gar nicht berühren. Haben doch die deutschen Regierungen, welche wohl das größte Interesse davon gehabt hätten, den Handel in der Ostsee zu schützen, der dem Mittelalter angehörenden privilegirten Seeräuberei des Sundzolles Jahrhunderte hindurch stillschweigend zugesehen! Mußten doch erst die Amerikaner, aufgestachelt durch einen Schleswig-Holsteiner, sie aus ihrer Lethargie aufrütteln. Fort mit den trüben Erinnerungen! Mögen sie für heute in der Tiefe des Meeres ruhen, welches einst Helgoland verschlingen wird, wie es Vangerooge und die Marschen und Dörfer Frieslands verschlungen hat. Die Nordsee ist eine Mordsee. Jene weißen kräuselnden Streifen, welche sich weithin durch die grüne Wasserfläche ziehen, und welche der Schiffer „Kapplings" nennt, sind die Brandungen aus jener unterirdischen Welt, welche an den deutschen und holländischen Küsten tief unten auf dem Meeresboden ruht. Große Länderstrecken mit grünen Wiesen, mit blumigen Marschen, mit reichen Dörfern, um gothische Kirchen geschaart, mit Hunderttausenden von fröhlichen Menschen haben die Weststurmfluthen dieser Mordsee seit Jahrhunderten hinabgerissen. Wenn man eine Seekarte zur Hand nimmt, kann man sie alle dort unten in der schwarzen Tiefe noch einmal sehen, und wenn an den friesischen Küsten die Ebbe das Land weit in das Meer hinaus trocken legt, steigen

Mauertrümmer, wie verkörperte Geſpenſter der Vergangenheit, wieder aus dem Sande hervor.

Und die Nacht hüllte das Meer in ſeinen ſchwarzen Schattenmantel. Am andern Morgen erblickten wir in dämmernder Ferne die holländiſche Küſte. Dunkle Regenwolken hingen am Himmel und warfen dann und wann dichte, ſchwere Tropfen auf das Deck. Eine junge Engländerin, welche mehrere Jahre in Frankreich und Deutſchland geweſen war, um die franzöſiſche und deutſche Sprache zu erlernen, war den ganzen Tag über ſeekrank. Sie war ein hübſches Mädchen mit dunkelblondem Haar, großen blauen Augen und von liebenswürdigem und angenehmem Weſen. Sie brachte den ganzen Tag über, ſorgſam von uns in Decken und Tüchern eingewickelt, auf der Bank neben der Cajüte auf Deck zu, und, wenn ihr die liegende Stellung zu unbequem wurde, führten wir ſie eine Viertelſtunde ſpazieren, um ihren Platz dann von Neuem einzunehmen. „Ich werde in England erzählen," ſagte ſie dann oft, „wie gut und liebenswürdig die Deutſchen mich hier auf dem Schiff behandelt haben; meine engliſchen Landsleute hätten ſich in einem ähnlichen Falle um ein deutſches Mädchen wohl wenig bekümmert." Uebrigens war ſie das einzige Opfer, welches die Seekrankheit forderte. Um Mittag wandte ſich der Wind mehr nach Oſten, die Regenwolken ſanken in das Meer und die Sonne vergoldete einen lichtblauen Abendhimmel. Aber nach Mitternacht ſtiegen ringsum dichte Nebel, wie dunkle Geſpenſter, aus dem Waſſer. Sie wuchſen zu Rieſen und reichten ſich nach allen Seiten hin die langen, naſſen Arme, und ihre feuchten Gewänder floſſen in einander, bis ſie endlich, wie eine Mauer von dunkeln Wolken, welche von der grünen Waſſerfläche bis an den Himmel reichte, das Schiff ſo dicht umſtanden, daß ſelbſt in der nächſten Entfernung nichts zu erkennen war. Bis zum Morgen hin ertönte unaufhörlich der ſchrille Ton der

Pfeife, um vorüberſegelnde Schiffe vor unſerer Nähe zu warnen. Zuweilen hörte die Maſchine minutenlang auf zu arbeiten, und der Caſtor lag dann ſtill, wie auf der Sandbank in der Elbe bei Glückſtadt, auf die Signale anderer Segel lauſchend, welche vorüberfuhren, und erſt in erſchreckender Nähe zu erkennen waren. „Ein heftiger Sturm wäre nicht ſo gefährlich, wie dieſer Nebel," ſagte der Mann am Steuerruder, vorſichtig immer auf die Signale horchend, welche der Steuermann auf dem Vorderdeck gab, und die von dem Capitain auf dem Mitteldeck wiederholt wurden. Das Land und der Nebel ſind die gefährlichſten Feinde der Schiffe, beſonders in der Nordſee und im Canal. Aber gegen neun Uhr erhoben ſich die Nebelvorhänge plötzlich, und die Sonne blickte lächelnd von oben herunter und unter den Nebelwolken ſahen wir die grünen Küſten von England. Wenn man aus Frankreich durch den Kanal kommt, erſcheinen die Küſten Englands in der Form ſteilabfallender weißer Kreidefelſen; von der Nordſee aus geſehen, ſteigen ſie in welligen Linien aus der ſmaragdgrünen Tiefe auf, in duftigen Raſen und blumige Wieſen gekleidet. Ueberall, nach allen Seiten hin, erſchienen und verſchwanden hunderte von Schiffen, weiße Segel, graue, rothe Segel, bunte Segel, große Frachtſchiffe, Fiſcherboote, Kriegsſchiffe mit gepanzerten Leibern, Dampfſchiffe mit der langen, ſchwarzen Rauchwolke über dem Maſt. Der Weg durch den Kanal aus dem atlantiſchen Ocean nach der Nordſee gleicht einem großen Waſſercorſo, wo ſich die Flaggen aller Nationen begegnen. Und alle Schiffe ziehen auf dieſem Waſſercorſo ihre ſchönſten Kleider an. Die Capitainsfrau war entrüſtet, wie ſie mehrere große Schiffe mit unreinlichen Segeln ſah. Ihr Seemannsblut empörte ſich im Anblick der ſchmutzigen Segel. Nur die deutſche Flagge, die ſchwarz-roth-goldene, ſah ich nicht, ſonſt die Flaggen meiſt aller Völker, ſogar die däniſche und die Flagge von Tunis.

Immer näher traten die Küſtenſtreifen von beiden Seiten zuſammen, das Meer hatte, ganz entſchieden von der graugrünen Farbe der Nordſee, einen ſmaragdgrünen Ton. Zwei Leuchtthürme ſtanden auf hohen, eiſernen Füßen nicht weit von einander. Nun lenkte der Caſtor rechts in die Waſſerſtraße ein, es war die Themſe. Die große Stadt dort am Ufer mit ihren räuchrigen, mit Ruß bedeckten, finſtern Häuſermaſſen, iſt Gravesend. Vor vierzehn Jahren fuhr ich auch hier vorüber, um als Flüchtling auf dem Boden altengliſcher Freiheit ein Aſyl zu ſuchen. Der Belagerungszuſtand und die Standrechtswirthſchaft machten jedes Aſyl auf dem Continent unſicher. Die Diplomatie aller Länder reichte ſich die Hände, um die politiſchen Flüchtlinge über das Meer zu treiben. Mit mir fuhr ein lieber Freund, Karl Blind. Wir kamen aus Paris; er aus dem Gefängniß »la Force«, wo er faſt drei Monate zugebracht hatte. Die Regierung Louis Bonaparte's, der jetzt „Kaiſer der Franzoſen“ iſt, hatte den Geſchäftsträger der vereinigten Länder Baden und Pfalz nicht anerkannt; die Theilnahme an dem Aufſtandsverſuch auf den Boulevards von Paris für die Römiſche Republik hatte ihn in das Gefängniß geführt. Nachts um ein Uhr fuhren wir auf einem engliſchen Dampfer aus dem Hafen von Boulogne ab, und als die Sonne aufging, erblickten wir die weißen Kreidefelſen von Altengland, den ſichern Port für die Flüchtlinge aller Nationen. Jetzt nach vierzehn Jahren ſegelte ich hier wieder vorüber, um ihn wiederzuſehen. Wie wenig Hoffnungen haben ſich ſeit den vierzehn Jahren verwirklicht; aber nein, man kann den Gang der Weltgeſchichte nicht nach Jahrzehnten beurtheilen, die Prinzipien der nationalen Entwicklung und der bürgerlichen Freiheit, für welche wir damals kämpften, und noch heute ſtreiten, gehen überall auf der Erde ihrem raſchen Sieg entgegen. Der Kampf iſt nicht umſonſt geweſen.

Eins der großartigsten Seebilder, welches die alte und neue Welt aufzuweisen hat, der stundenlange Hafen von London, rollte sich wieder vor mir auf. Dort und hier, auf beiden Seiten des Flusses, die Arsenale von Woolwich, die meilenlangen Docks und der unübersehbare Mastenwald, und die Fluthen der Themse immer mehr, je näher wir der Stadt kamen, bedeckt von Schiffen. Das Wasser verschwand vor den Schiffen und Masten. Zum letzten Male speisten wir in der Cajüte zu Mittag und tranken auf Schleswig-Holsteins Erlösung aus der Knechtschaft der Dänen. Der dänische Correspondent des Herald war auf Deck gegangen. Als ich hinaufging, um von Blackwall mit der Eisenbahn über die Häuser von London nach der Wohnung meines Freundes in dem stillen St. Johns Wood zu fahren, konnte ich nicht unterlassen, ihn anzureden. „Was meinen Sie," rief ich ihm zu, „wenn die dänische Regierung unserer habhaft werden könnte, wenn dies ein dänisches Schiff wäre, und da vor uns der Hafen von Kopenhagen, und wenn wir uns gefangen auf dem Schiff befänden, Karl Blind, ich und Adelbert Baudissin, was würde die dänische Regierung mit uns machen? Wie? Zehn Jahre in den Kasematten von Nyborg?" —

Der Däne lachte. „O nein," sagte er, „das nicht, die dänische Regierung würde Sie alle drei auf die höflichste und zuvorkommendste Weise in Kopenhagen behandeln." —

Ich lachte: „Ja, ja, um uns vielleicht von unseren Irrthümern an dem Recht von „gamle Danmark" zu heilen. Das wäre eine famose Cur!" —

Der Däne zuckte die Achseln und schwieg.

Ich mußte unwillkührlich laut lachen. „Aber noch Eins," rief ich ihm zum Abschied zu, „zwischen Deutschland und Dänemark giebt es nur eine Entscheidung, die Entscheidung

mit dem Säbel und mit der Kanone. Bald rückt dieſe Stunde heran. Habe ich Recht?“ —

„Ja,“ rief er mir nach, „es iſt ſo, nur mit dem Schwert. Möge die Stunde bald kommen. Der bewaffnete Friede macht uns todt.“ —

## Zweites Kapitel.

# London unter der Erde.

Das Bett einer Londoner Straße. Die Cloaken-Riesenstadt. Der Fleetgraben. Blutige Ströme. Siedende Ströme. Dunststraßen. Telegraphentuben. Die Wasserleitungen. Die Schwierigkeiten der Anlegung einer unterirdischen Eisenbahn. Fahrt auf der unterirdischen Eisenbahn. Bahnhöfe über und unter der Erde. Die Tunnels. Die Stationen. Farringdon-Street. Londoner Contraste.

London unter der Erde! Ich meine nicht das London der Mörder und Spitzbuben in den unterirdischen Höhlen und Spelunken, nicht das London der Docks, ich meine das London unter den Straßen, Squares und Parks, in denen jetzt fast viermalhunderttausend Häuser ihren Rauch in die Luft senden und fast drei Millionen Menschen athmen, also das wirkliche unterirdische London. „Das Bett einer Londoner Straße“ — sagt Mr. Hollinghead, der Verfasser eines interessanten Büchleins, welches vor einigen Jahren unter dem Titel: »Underground London« erschien, — gleicht dem menschlichen Körper, denn es ist voll von Venen und Arterien, welche zu zerschneiden tödtlich sein würde. Da sind die Röhren der Wasserleitung und die Cloaken, die Gasröhren und Telegraphen-Tuben. — Alles so dicht über-, unter- und nebeneinander gepackt, wie die Pfeifen einer Orgel.“ Und das Bett der Riesenstadt gleicht dem Körper eines un-

geheuren Riesen, der tausend Arme und Beine hat, und diese tausend Arme und Beine viele Meilen weit ausstreckt. London über der Erde und London unter der Erde! Wenn man das Buch von Mr. Hollinghead liest, weiß man nicht, welches London interessanter und merkwürdiger ist, das unterirdische London, oder das London, welches jetzt einen Flächenraum von 117 englischen Quadratmeilen bedeckt, und die größte, reichste und glänzendste Stadt der Erde ist. —

Aber, als Mr. Hollinghead sein Buch schrieb, kannte er nur das Cloaken-London, die Cloaken-Riesenstadt. Es hat Hauptstraßen und Nebenstraßen, Plätze und Squares, ganz wie das London über der Erde. An Hauptstraßen zählt es nicht weniger als einundsiebenzig, die Zahl der Nebenstraßen kenne ich nicht, und Mr. Hollinghead auch wohl nicht; aber wenn man Hauptstraßen und Nebenstraßen in eine einzige große Linie sämmtlich aneinander legte, würden sie ein Land bilden, welches fast achtzehnhundert englische Meilen lang ist. Da giebt es „blutige" Straßen, in denen das Blut aus den Metzgereien und Fleischermärkten strömt, da sind „siedende" Straßen, in denen kochendes Wasser strömt und der abgelassene Dampf qualmt, da sind „Dunststraßen," in denen die Gerüche von Droguen und Vitriol erstickende Athmosphären schaffen, da giebt es Straßen, welche einen Strom von Seifenschaum zur Themse führen. Zwischen diesen Haupt- und Nebenstraßen der Cloakenstadt fließen durch riesenhafte Tunnels alle die Wasser, welche aus den nördlichen Höhenzügen von Hampstead und Primrose Hill durch das Thal von London zur Themse strömen. Aber, wie gesagt, der Verfasser des „Underground-London" hatte die „Metropolitain-Untergrund-Eisenbahn" noch nicht gesehen, welche jedenfalls das größte Wunderwerk in „London unter der Erde" ist. Auf der Semmeringbahn sind colossale Tunnels durch Felsen und Gebirge geführt, tiefe Waldthäler und schreckenerregende Abgründe

überbrückt, aber im Tunnelbau der Londoner unterirdiſchen Eiſenbahn ſind Schwierigkeiten überwunden, im Vergleich mit denen die Schwierigkeiten bei der Anlegung der großen Tunnels auf der Semmeringbahn gering waren. Die Schwierigkeit lag nicht allein darin, daß die Arbeiter fortwährend wie Maulwürfe unter der Erde arbeiten mußten, ſondern daß die größte Vorſicht während der Durchſtechung und Aufmauerung der Tunnels angewandt werden mußte, um vorhandene Kanäle zu ſchonen und mit den großen und kleinen Straßen der Cloakenſtadt, mit den Gasröhren und Waſſerleitungsröhren in keinen Contact zu kommen. Die Anlegung der unterirdiſchen Eiſenbahn glich einer gefährlichen chirurgiſchen Operation. Die Waſſerleitungsröhren, die Telegraphentuben, die Gasröhren, die Haupt- und Nebenſtraßen der Cloakenſtadt, Alles das mußte ſeitwärts abgeleitet werden, um Raum für die neuen Eiſenbahntunnels zu gewinnen. Es giebt dort unten einen brauſenden Strom von Schmutz und Unrath, der alte Fleetgraben, der bei ſtürmiſchem Wetter einmal ſechs Fuß in der Stunde geſtiegen iſt und in früheren Zeiten ſchon ganze Theile der City überſchwemmt hat. Dieſer ſchwarze unterirdiſche Strom mußte in eine coloſſale eiſerne Tube eingedämmt werden und fließt jetzt in dieſer eiſernen Tube quer durch das Dach des Eiſenbahntunnels zur Themſe über den Köpfen der Reiſenden auf der „Metropolitain-Untergrund-Eiſenbahn.“ Aber welche Hinderniſſe werden nicht durch energiſche Arbeitskraft und durch engliſchen Unternehmungsgeiſt überwunden!

Vor einer langen Reihe von Jahren ſtaunte man in ganz Europa über die Anlegung des ungeheuren Tunnels, welcher quer unter den Fluten der Themſe die beiden Theile der Stadt dieſſeits und jenſeits des Stroms mit einander verbindet. Und was iſt die Anlage dieſes Themſetunnels gegen die Anlage der unterirdiſchen Eiſenbahn, welche heute

unter den Straßen, Parks und Squares, einen Punkt des Weſtends, Paddington, mit dem Mittelpunkte der City, mit Farringdonſtreet verbindet? Sie hat eine Länge von faſt einer deutſchen Meile und die deutſche Meile legen wir kaum in einer Viertelſtunde zurück. Die Tunnels haben eine Höhe von 28½′ und eine Breite von 16½′, und enthalten einen doppelten Schienenweg. Auf dem einen Schienenweg fährt man aus Bishop-Road nach Farringdonſtreet, und auf dem andern zurück aus der City nach Weſtend. Und die Tunnel verbinden ſieben verſchiedene Bahnhöfe, welche theils halb über der Erde, theils ganz unter der Erde liegen. Auf vielfach gewundenen, breiten und bequemen Treppen ſteigt man zu ihnen hinab. In kaum zwei Jahren iſt das Wunderwerk der Unterwelt fertig geworden. Straßen wurden abgeſperrt, Grundſtücke wurden angekauft, Häuſer umgeriſſen; die exorbitanten Forderungen der Hauseigenthümer waren eben ſo unbändig, wie die ſchwarzen Wogen des Fleetſtroms; viele Monate lang klirrten die Hämmer, die Schaufeln und die Aexte; Dampfmaſchinen keuchten; die Fundamente der Häuſer ſchienen zu wanken und die Dächer zu zittern, die Hausfrauen und Kinder ſchrieen über das beſtändige Erdbeben, was ihr Leben bedrohe, die Omnibus, die Cabs, die Frachtkarren fuhren andere Wege — und dann wurde plötzlich wieder Alles ſtill und ruhig, wie es vorher geweſen, die Straßen wurden wieder gepflaſtert, die Omnibus, die Cabs, die Frachtkarren raſſelten wieder auf ihren gewöhnlichen Wegen dahin; Gerüſte, Planken, Aexte, Hämmer und Dampfmaſchinen waren verſchwunden, die unterirdiſche Eiſenbahn war fertig, man ſah nichts mehr von ihr, als die beiden Bahnhöfe in Paddington und in Farringdonſtreet, welche ihre glas- und eiſenbedeckten Köpfe halb aus der Erde hervorſtreckten, und die Aufſchriften und Lettern an den Häuſern,

in denen man zu den Zwiſchenſtationen der großen Metropolitain-Untergrund-Eiſenbahn hinabſteigt.

Steigen auch wir nun hinab und machen wir eine Fahrt von Weſtend nach der City auf der unterirdiſchen Eiſenbahn. Auf Eiſenbahnen auf der Oberfläche der Erde ſind wir ſattſam in allen europäiſchen Ländern gefahren. Verſuchen wir's auf einer Eiſenbahn unter der Erde.

Wir ſind in Weſtend, in Paddington. Stille und Ruhe. Parks mit duftigen Wieſen, mit rauſchenden Bäumen, mit ſpiegelglatten Seen, mit Wald- und Gartenanlagen, mit dichten Alleen, breite prächtige Straßen, grüne Squares von palaſtartigen Fronten umgeben, brillante Läden mit breiten Glasfenſtern und noch breiteren Glasthüren, hohe Steinpaläſte mit breiten Aufgangstreppen, das iſt der Charakter von Weſtend.

In Bishops Road ſchaut ein Gebäude mit einem ganz aus Eiſen und Glas beſtehenden Dach aus den andern Häuſergruppen heraus. Das Gebäude ſteht halb über der Erde, halb unter der Erde. Ueber der Erde ſind die Billets- und Verwaltungs-Büreaus, unter der Erde iſt es der Bahnhof für die Metropolitain-Untergrund-Eiſenbahn. Links ſteigt man auf breiter bequemer Treppe hinab, wenn man nach der City fahren will; rechts die Treppe ſteigen die Paſſagiere hinauf, welche aus der City kommen. Steigen wir links hinab. Wir ſind unten. Der Bahnhof iſt ganz hell. Die Sonne blickt durch das hohe Glasdach hinein, welches, von hohen eiſernen Pfeilern getragen, ſich hoch über uns wölbt. Hier iſt Alles noch, wie auf jedem continentalen Bahnhofe. Zwei Perrons zu beiden Seiten, doppelte Eiſenbahnſchienen, ſchreiende Zeitungsverkäufer, fliegende Buchhändler, Reclamen in bunten Farben und ellenlangen Buchſtaben an den Wänden. Wo fehlen in London die Reclamen und Plakate? An den Häuſerwänden, an den Omnibus,

auf dem Rücken der Menſchen, an hohen Stangen befeſtigt, im Inneren der Wagen, überall Reclame und Plakate, auch hier im unterirdiſchen Eiſenbahnhofe. Die Maſchine dampft und keucht bereits vor dem zuſammengeſtellten Zuge. Wagen erſter Claſſe, Wagen zweiter Claſſe, Wagen dritter Claſſe, die erſten mit Tuch und Plüſch ausgeſchlagenen Seſſeln, die zweiten mäßig bequem eingerichtet, die dritten mit nackten Holzwänden und hölzernen Bänken, ſämmtlich unter dem Niveau deutſcher Eiſenbahncoupés. Aber ſteigen wir ein. Der Zug geht ſogleich vorwärts. Kein Abfahrtsſignal, wenig Beamte. Alle engliſchen Eiſenbahnen ſind in den Händen von Privatſpeculanten, welche eine möglichſt hohe Dividende erzielen wollen. Deshalb müſſen die Verwaltungskoſten ſo gering wie möglich ſein und deshalb fehlt es überall an dem Verwaltungsperſonal. Bahnwärter ſind gar nicht vorhanden. Der Mangel an dieſem Perſonal iſt die erſte Urſache der vielen Unglücksfälle auf engliſchen Eiſenbahnen, das außerordentlich raſche Fahren iſt die zweite Urſache. Aber ſteigen wir ein. Der Zug iſt ſchon in Bewegung.

Vor uns blicken wir in einen tiefen, dunkeln Tunnel. Mit Sturmeseile brauſt der Zug hinein. Alles finſter, ſtockfinſter, der Tunnel iſt gar nicht erleuchtet. Wie der Zug hineinbrauſt, flammen in allen Coupés Lichter in glänzenden Glasglocken auf. Die Helligkeit, welche die Glasglocken ausſtrahlen, iſt die einzige Helle in dieſem minutenlangen Dunkel. Man hört nur das Schnauben des Dampfes, die Schläge der Maſchine, das Rollen der Eiſenräder auf den Eiſenſchienen. Da wird es hell. Ströme von Licht und Luft dringen in den Tunnel hinein. »Edgware's Road, Edgware's Road« ſchreien die Conducteure. Der Zug hält auf einem mit Schutthaufen und Baugerüſten umgebenen freien Platz. Der Bahnhof von Edgware's Road iſt noch im Bau begriffen; er wird auch ein Bahnhof über der Erde.

Der Zug ſtürzt ſich in einen zweiten Tunnel. Wiederum minutenlange Finſterniß, die Gaslichter in den Glasglocken flammen wieder auf, daſſelbe Brauſen, Rauſchen und Rollen der Maſchine und Räder. Ein flammenſpeiendes Ungethüm brauſt uns rauſchend und ziſchend entgegen; es iſt die Maſchine, welche den Zug führt, der aus der City kommt. Donnernd fliegt er an uns in erſchreckender Nähe und Schnelligkeit vorüber. Nicht möglich, in den Coupés irgend eine Perſon zu erkennen. Wiederum hält der Zug. »Baker-Street, Baker-Street« rufen die Conducteure. Wir ſind auf einem unterirdiſchen Eiſenbahnhofe. Das Licht fällt von der Seite durch ſchräg conſtruirte Fenſter hinein. Der Bahnhof iſt nur halb hell. Sonſt gleicht er in Allem jedem überirdiſchen, continentalen Bahnhofe, Reclame, Annoncen, Zeitungsverkäufer auch hier. Wir ſind immer noch unterhalb Weſtend. Auf den Treppen rechts und links ſteigt man in den Stadttheil hinauf, der St. Johns Wood heißt und der aus reizenden kleinen Landhäuſern mit rauſchenden, prächtigen Baumgruppen und blumen-geſchmückten Gärten beſteht, wo Rentiers, Künſtler, Gelehrte wohnen. Paſſagiere ſteigen aus, andere nehmen ſchnell ihre Plätze ein; denn Abfahrtsſignale giebt es auch hier nicht, wie in dem vorſichtigen Deutſchland. Der Zug iſt ſich ſelbſt und der Maſchine überlaſſen. Und wieder ſtürzt die Maſchine in einen neuen Tunnel. Ausnahmsweiſe iſt derſelbe durch einige rothe Lichter, welche in Niſchen zu beiden Seiten brennen, erleuchtet. Der Tunnel iſt der längſte auf der ganzen unterirdiſchen Eiſenbahn. Wieder eine Station, wieder ein unterirdiſcher Bahnhof, der diesmal durch kreisrunde Fenſter von oben ſchwach erleuchtet wird. »Portland Road« leſen wir in großen ſchwarzen Buchſtaben auf hellem Grunde an den Wänden. Noch immer ſind wir in Weſtend. Weit oben über unſern Köpfen rauſchen die Bäume von Regent's Park und duften die brennend-

rothen Azaleen, das gelbleuchtende Mariengold und die purpurfarbenen Gilliflowers.

Jedoch der nächste Tunnel führt uns unter den betäubenden Straßenlärm der City. Hier unten hören wir nichts davon, wir hören nur das Schnauben der Maſchine und das Rollen der Räder in dem finſtern Tunnel, über deſſen ſchwarze Wände wieder hie und da Laternen aus ihren Niſchen rothe Schlaglichter werfen. Ein zweiter Zug brauſt donnernd an uns vorüber. Wie ein Blitz leuchtet und verſchwindet das Feuer der Maſchine. Wenn ſie mit uns zuſammenſtieße, wäre Alles ein wüſter Trümmerhaufen von Holz, Eiſenſtücken und Menſchen! Aber die Gefahr iſt vorüber. Wir fahren in den neuen unterirdiſchen Bahnhof von „Gower-Street“ ein, in den das Licht wieder zur Abwechſelung durch ſchräg conſtruirte Fenſter hineinfällt. Wer hier auf die Plattform hinaufſteigt, befindet ſich bereits in der City. Ein neuer ganz dunkler Tunnel führt den Zug nach dem Bahnhof von „Kings-Cross.“ Er gleicht dem Bahnhofe von „Bishops-Road“ und erhebt ſich ganz über der Erde. Eiſerne Pfeiler ſtützen das coloſſale Glasdach, Ströme von Tageslicht dringen durch die hohen, gläſernen Seitenwände hinein.

Von Kings-Cross fahren wir, wenn auch in der Tiefe, doch meiſtens über der Erde. Der Tunnel, in dem der Zug vorwärts fliegt, iſt nach oben hin ganz offen und iſt nur hie und da von ſteinernen Bogen überwölbt. Die Wände werden geſtützt durch dicke Eiſenſtangen, welche in der Höhe quer über den Schienenweg laufen. Dann noch einige dunkle kurze Tunnels, welche von beiden Seiten durch das einfallende Licht erleuchtet werden, und noch einmal die nebelſchwarze Nacht eines langen Tunnels. Er führt uns in den Bahnhof von „Farringdon-Street,“ welcher ganz über die Erde hinaufſteigt und noch weit prächtiger und geräumiger iſt,

wie der Bahnhof in Weſtend in Bishops-Road. Sollen wir zurückfahren? Es kann für den halben Preis der Hinfahrt, für drei Pence's geſchehen: alle zehn und fünfzehn Minuten geht ein Zug ab. Wir brauchen nur auf die andere Seite des Bahnhofes zu gehen. Aber nein, wir haben genug an dieſen rabenſchwarzen Tunnels, an dem Brauſen und Donnern der Maſchine und der Eiſenräder, an dieſer Monotonie der Finſterniß, an dieſem raſenden Dahinſtürmen unter der Erde; denn wir haben die deutſche Meile in fünfzehn Minuten zurückgelegt. Steigen wir lieber die Treppen hinauf und treten wir mitten in die City ein. Wir ſind in einer von ihren mächtigſten Straßenadern, in Halborn-Street. Was iſt das für ein andres Bild, wie das Bild von London über der Erde, welches noch aus Weſtend vor dem Auge unſerer Seele ſteht! — Welch' ein betäubender Lärm, welch' dicke Luft! Hier rauſchen keine Bäume, hier duften keine rothe Azaleen, hier kräuſelt der Morgenwind nicht die Flächen ſpiegelheller Waſſerflächen. Der Straßenlärm in keiner europäiſchen Stadt kommt dem Lärm in der City gleich; nicht einmal der Lärm in der Toledoſtraße in Neapel, der geräuſchvollſten Stadt auf der Erde. Viermalhunderttauſend Menſchen und zwanzigtauſend Wagen bewegen ſich in dem kurzen Zeitraum von drei Stunden des Nachmittags an uns vorüber. In drei bis vier Reihen fahren die Omnibus oft nebeneinander, gelbe Omnibus, rothe Omnibus, grüne, blaue und weiße, und alle in geſtrecktem Trab oder Galopp. Die Zeit iſt das höchſte Capital in der City. Niemand ſteht ſtill, Niemand wartet, hunderttauſende von Menſchen eilen auf den Seiten der Straßen in unaufhörlicher Geſchäftigkeit aneiander vorüber. Und dazwiſchen die Frachtkarren, die Cabs, die Hanſoms, Halbwagen mit zwei Rädern und dem Kutſcher hinten auf, die Broughams mit zwei Pferden, als wenn der Sturmwind ſie alle durcheinan-

der wirbelte. Die Häuſer ſind hundert Jahre alt. Der ſchwere Niederſchlag von Ruß und Rauch hat ſie von oben bis unten ſchwarz gefärbt, aber der rieſenhafte Verkehr hat ſie von oben bis unten mit bunten Schildern und Plakaten bedeckt und mit Namen, Inſchriften, Zahlen und Gegenſtänden aller Art bemalt. Welche Contraſte, die uns die unterirdiſche Eiſenbahn in London in einer Viertelſtunde vor das Auge führt! Schon dieſer Contraſte wegen iſt eine Fahrt auf der „Metropolitain-Untergrund-Eiſenbahn“ außerordentlich intereſſant.

## Drittes Kapitel.

# London bei Abend und bei Nacht.

Acht Uhr Abends. Londoner Langeweile. Das Schauſpiel. Die Oper. Die Concerte. Engliſche Kaffeehäuſer und Reſtaurants. Die Alhambra. Café chantant am Leiceſterſquare. Wachsfiguren-Cabinet von Madame Tüſſaud. Neun Uhr. Regentsſtreet um neun Uhr. Leiceſterſquare um neun Uhr. Engliſche Prüderie und Heuchelei. Argyll-Rooms. National-assembling-Rooms. Zehn Uhr. Eine Abendfahrt durch London. Cremorne Gardens. Ein Zaubergarten. Das Turnier. Ein Tanzſaal. Londoner Mädchen. Contraſte. Die Bekehrung der Sünderinnen. Mitternachtstänze und Mitternachtsthees. Zwölf Uhr. Eine Fahrt durch London bei der Nacht. Zwei Uhr. Die Promenade auf Haymarket. Mitternachtsorgien. Das Publichaus in Oxfordſtreet.

Es iſt acht Uhr Abends. Acht Uhr Abends iſt eine unglückliche Stunde für London. Was ſoll der Fremde, wenn er nicht zu Tiſch eingeladen iſt, acht Uhr Abends beginnen? Er kann das Theater beſuchen. Aber das engliſche Theater iſt nicht viel werth. Er kann in irgend ein Concert gehen. Aber London hat großen Mangel an Concerten, an guten einen noch größeren. In der dramatiſchen Kunſt, im Geſang, in der Muſik kommen die Engländer ſelten weit über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinaus. Und unſere Augen und Ohren werden in Paris, in Wien und Berlin ſo verwöhnt! Um ein Schauſpiel ſchlecht dargeſtellt zu ſehen,

um mittelmäßige Muſik, um Sänger und Sängerinnen dritten Ranges zu hören, reiſt Niemand nach London, und bezahlt Niemand engliſche Gaſthofspreiſe, welche die Continentalpreiſe um mehr wie das Dreifache übertreffen, — während das, was man dafür erhält, gegen die Leiſtungen eines Gaſthofs in Paris, Berlin oder Wien um mehr wie das Dreifache zurückbleibt; denn es gehört viel dazu, um ſich alle Tage und alle Tage für Roaſtbeef oder Roaſtmutton und aus dem Waſſer gezogene Gemüſe zu enthuſiasmiren. Conditoreien oder Kaffeehäuſer, wo man Kaffee und Thee trinkt, wo man Zeitungen und Journale lieſt, wo man Whiſt oder Domino ſpielt, wo man mit ſeinen Bekannten converſirt, — giebt es in London nicht; denn ein derartiges franzöſiſches Kaffeehaus in Regentsſtreet und das bekannte Leſe-Cabinet bei Simpſon am Strand kann man doch bei einer Einwohnerzahl von faſt drei Millionen und bei Entfernungen, welche man nur mittelſt der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe bewältigen kann, nicht rechnen. In London zieht ſich das ganze geſellſchaftliche Leben in die Familie und in die Clubs zurück. Wer in London keine Familie hat, oder nicht ſo viel geſellſchaftliche Verbindungen durch ſeine Continental-Empfehlungen anknüpfen kann, daß er Abend für Abend eingeladen iſt, der muß ſich bereits in der zweiten Woche ſeines Londoner Aufenthalts in der entſetzlichſten Weiſe langweilen, da er weiter nichts thun kann, wie auf der Straße ſpazieren zu gehen, — oder ſich ſchlafen zu legen. Alle Feinde der Ehe und der Familie ſollten ſich in London anſiedeln, — nach einem halben Jahre würde die Verzweiflung der Langweile an den Herbſt- und Winterabenden ihre Abneigung überwunden haben. Ich kann mir nichts Langweiligeres denken, als dieſe engliſchen Reſtaurants und Bierhäuſer. Da ſitzen ſie zu zwei, zu drei oder auch zu vier auf ſchmalen Bänken an ſchmalen Tiſchen, innerhalb hoher Holzverſchläge, den Hut auf dem Kopf, die

Zeitungen in der Hand, ſchweigend, eſſend und trinkend. Roaſtbeef, nochmals Roaſtbeef, zum drittenmal Roaſtbeef, dazu eine mit Salz gekochte Kartoffel, oder Erbſen und Bohnen, von denen das Waſſer, aber nicht die Butter heruntertropft, Kuchenteig, welcher einige Stachelbeeren oder Johannisbeeren verhüllt, und die Mehlſpeiſe erſetzt, wenn es hoch kommt, ein Stück Plumppudding, Käſe und Brod, das Roaſtbeef mit einigen Hammelcoteletten, mit Roaſtmutton oder mit einem Beefſteak oder mit einem ebenfalls in Waſſer gekochten Fiſch abwechſelnd, das iſt das Diner, was ſie immer mit dem unbequemen Cylinder auf dem Kopf, ſchweigend, leſend und kauend, weil es nun einmal zu des Leibes Nahrung nothwendig iſt, verzehren und dazu aus zinnernen Krügen Ale und Porter trinken. Suppe kennt der Engländer nicht, zubereitete Gemüſe ſchmecken ihm blos an den Tables d'hotes des Continents; mich wundert, daß er das Fleiſch nicht in dem Zuſtande verzehrt, wie die Mongolen und Hunnen es ſich auf ihren Heereszügen mit Hülfe ihrer Pferdeſättel zubereiteten. »Waiter« — »Yes Sir« ſind die einzigen Laute, welche dieſe feierliche Stille eines engliſchen Reſtaurants zuweilen unterbrechen; denn die Beſtellungen werden wieder in derſelben leiſen Weiſe geflüſtert. Es iſt ſeit mehreren Jahrzehnten in Deutſchland Mode geworden, für engliſche Zuſtände zu ſchwärmen. Die politiſche Anſchauung der Gothaer und der Liberalen, welche in nur einem Stückchen engliſcher Verfaſſung das Endziel aller ihrer Wünſche ſehen, hat an dieſer Schwärmerei für Alles, was engliſch heißt, ihren großen Antheil gehabt. Wie man aber für eine engliſche Speiſekarte ſchwärmen kann, iſt eben ſo wenig begreiflich, wie die Schwärmerei für einen Abend in einer engliſchen Stadt, beſonders in London, wenn man nicht jeden Abend mit einer Einladung beſetzt hat. Oder hat ein engliſches Bierhaus, oder ein Auſternhaus, ein Haus, wo Kaffee und Thee getrun-

ken wird, etwa einen anderen Anſtrich, wie der engliſche Reſtaurant? Vielleicht nur inſofern, als der Kaffee noch ſchlechter iſt, wie in irgend einem Dorfe Calabriens, oder als die Cigarre auf die Schwelle eines beſtimmten kleinen Zimmers gebannt iſt und dieſelbe bei Strafe der Confiscation und der Entrüſtung der ganzen leſenden und ſchweigenden Geſellſchaft nicht überſchreiten darf.

Was iſt alſo in London mit dem Abend zu beginnen, wenn er nicht zu einem Beſuch verwendet werden ſoll?

Wollen wir die Alhambra beſuchen? Aber die Leiſtungen im Geſang, im Tanz und in der dramatiſchen Kunſt, welche in ihrem in mauriſchem Geſchmack decorirten Saale für den Preis eines Schillings bewundert werden können, ſind ſo gewaltig ſchlecht, daß ſie in einer deutſchen Provinzialſtadt dritten Ranges ausgeziſcht werden würden. Und um einige ausgeſungene Sänger und Sängerinnen, welche das canoniſche Alter auch bereits überſchritten haben, Bruchſtücke aus italieniſchen Opern aufführen zu hören, um einen Komiker zu ſehen, welcher in Deutſchland ſchwerlich auf einem Vorſtadttheater zum Auftreten kommen würde, um zu ſehen, wie Kerle mit geſchwärzten Geſichtern und geſchwärzten Händen, welche aus White-Chapel oder aus St. Giles, aber gewiß nicht von der Küſte von Guinea ſtammen, in phantaſtiſchem Anzuge unter Begleitung einer barbariſchen Muſik einige Tänze aufführen, von denen die Anſchlagzettel behaupten, daß ſie von den Wilden in Neu-Seeland getanzt werden, — dazu reiſt doch kein vernünftiger Menſch nach London.

Wie die Saiſon noch in ihrer Blüthe war, da konnte man noch ſeinen Abend in der italieniſchen Oper zubringen. Man zahlte dort freilich horrende Preiſe, — Preiſe, für die man in Wien oder in Berlin eine halbe Woche lang die Oper beſuchen kann; aber man hörte doch gute Muſik. Mit der Beendigung der Saiſon haben auch die Vorſtellungen

der italie niſchen Oper aufgehört, und die Geſangleiſtungen, welche in jenem Café chantant am Leiceſter-Square, wo der Bediente vor der Thür ſteht, und jedem Vorübergehenden einen Zettel in die Hand zu ſtecken bemüht iſt, für einen Sixpence geboten werden, können unmöglich an ihre Stelle treten, wenn man für den Sixpence auch noch ein Glas Sherry trinken kann.

Aber es giebt in London einen Ort, wo man in wirklich unterhaltender Weiſe die Stunden von acht bis zehn Uhr zubringen kann. Vielleicht iſt es der einzige — der einzige in der Rieſenſtadt, in der faſt drei Millionen Menſchen wohnen. Bald hätte ich Madame Tüſſauds berühmtes Wachsfiguren-Cabinet vergeſſen. London zeichnet ſich auf dem Gebiete der plaſtiſchen Kunſt vor den Städten der Erde wahrlich durch keine Meiſterwerke aus. Wenn es wahr iſt, daß engliſche Ammen früher die Kinder, welche ihrer Obhut anvertraut waren, mit der Drohung zum Einſchlafen brachten, es ſolle ihnen ſonſt nach ihrem Tode eine Statue geſetzt werden, ſo würde dieſe Drohung ſelbſt heute noch bei Erwachſenen ganz andere Wirkungen hervorzubringen im Stande ſein, wenn ſie die auf Trafalgar-Square oder vor der Bank aufgeſtellten Statuen oder vielleicht das zur Erinnerung an die im Krimmkriege Gefallenen errichtete Denkmal erblickten. Mit den Werken engliſcher Bildhauerkunſt kann man wahrhaftig nicht nur Kinder, ſondern ſogar alte Leute zu Bett jagen. Aber Madame Tüſſauds Wachsfiguren-Cabinet iſt in der That ein Unicum in der Welt, wie der große Diamant, der unter den engliſchen Kronjuwelen im Tower gezeigt wird. Welch täuſchende Nachbildung menſchlicher Geſichtszüge, welche Pracht und hiſtoriſche Genauigkeit in den Coſtümen! Welche Erinnerungen aus der Zeit des Kaiſers Napoleon in Gold, Silber und Juwelen, in vergoldeten Wagen und koſtbaren Gewändern! Da iſt das wirkliche Feldbett, auf dem der

gewaltige Despot auf einsamer Felseninsel inmitten des unendlichen Oceans seine letzten Athemzüge that, da ist der Wagen, in dem er zur Krönung fuhr. Er steht neben dem Wagen, den er im Russischen Feldzug benutzte und der bei Waterloo erbeutet wurde. Jene goldne Wiege ist die Wiege des Königs von Rom. Jenen goldgestickten Mantel trug Josephine Beauharnais, als sie Kaiserin der Franzosen wurde. Der Degen aus der Schlacht bei den Pyramiden liegt neben goldenen Uhren, silbernen Bestecken, kostbaren Armleuchtern, interessanten Miniaturbildern und merkwürdigen Modellen. Mit Recht hat Madame Tüssaud die Räume, wo diese Kostbarkeiten aufbewahrt werden, die „goldnen" Zimmer getauft, denn goldene Guineen haben diese Kostbarkeiten zu vielen, vielen Tausenden gekostet. Aber man kann Madam Tüssauds interessantes Cabinet doch nicht alle Abende besuchen. Einmal, zweimal, dreimal gewährt dasselbe eine recht hübsche Unterhaltung; indeß jede Woche hat sieben Abende, und am vierten Abend steht man wieder auf der Straße und erwägt von Neuem die Frage: Was sollst du am vierten und was am fünften Abend anfangen?

Während wir so hin und her überlegt haben, ist es neun Uhr geworden. Wir gehen die prächtige Regentsstreet abwärts nach Haymarket Die glänzenden Läden, welche in der Regentsstreet den unteren Stock der Häuser einnehmen, fangen an sich zu schließen, aber die Flammen der Gaslaternen verbreiten auf den breiten Trottoirs eine verschwenderische Helligkeit. Spaziergänger genug, aber um neun Uhr Abends hat Regentsstreet keinen bestimmten Charakter; sie nimmt diesen bestimmten Charakter erst nach Mitternacht an, wenn er auch hie und da bereits schon um neun Uhr hervortritt. Wir kehren gegen zwei Uhr durch Regentsstreet zurück. Es ist der Heimweg nach unserer stillen Wohnung in St. Johns Wood. Ein ganz charakteristisches Gepräge trägt Regents-

ſtreet nur vor der Zeit des engliſchen Diners und nach Mitternacht. Das Gepräge iſt freilich ganz verſchiedener Art. Vor fünf Uhr glänzende Equipagen, prächtige Pferde, gepuderte Bedienten, und auf den Kiſſen dieſer glänzenden Wagen ſchöne und häßliche Damen in Atlas und Seide, in der geſchmackvollſten Toilette nach neueſter Mode; ſie ſteigen aus, ſie beſuchen die Magazine, ſie laſſen ſich Waaren vorlegen oder machen Einkäufe, oder ſie benutzen dieſe Gelegenheit nur in der Abſicht, um ihre Toiletten zu zeigen oder einige Vormittagsſtunden hinzubringen. Eine prachtvolle Equipage hält hinter der andern, der Kutſcher auf dem Bock, der gepuderte Bediente neben dem Wagenſchlage. Eine jüngere Dame ſteigt aus, der Diener öffnet ihr den Wagenſchlag und die Glasthür des Magazins, welches ſie beſuchen will; eine ältere Dame bleibt im Wagen und ſchaut ſich die vorüberrollenden Wagen, die Spaziergänger und den ſonnigen Sommertag an, welcher heute ausnahmsweiſe die mit Ruß bedeckten Häuſer in ſeinen glänzenden Mantel hüllt. Nach Mitternacht fehlen die prächtigen Wagen und die ſtattlichen Pferde, — aber auch die häßlichen Frauen. — Alle Frauen, welche nach Mitternacht in Regentsſtreet erſcheinen, ſind ſchön. Sie ſind oft noch prächtiger und geſchmackvoller gekleidet, wie die Damen in den Equipagen, welche vor fünf Uhr in Regentsſtreet hielten; ihre Kleider rauſchen in Seide und Atlas auf den breiten Trottoirs; aber die Damen nach Mitternacht führen keine Herzogs- oder Grafenkronen in ihren Wappen, ſie wohnen nicht in den Paläſten am Hydepark oder Belgravia — — aber wir kommen ja nach Mitternacht auf unſerm Rückwege durch Regentsſtreet.

Wir gehen vor Haymarket vorüber und ſchlagen den Weg nach Leiceſter-Square ein. Es iſt hier noch belebter, wie Regentsſtreet. Die Umgegend von Leiceſter-Square ſteht in London in keinem beſonderen Rufe. Und der gute Ruf iſt in

England eine Hauptſache. Wie Mancher ſcheut ſich, ſelbſt bei Tage in der Umgegend von Leiceſter-Square geſehen zu werden, aus Furcht, einer ſeiner Standesgenoſſen könne ihn dort erblicken und auf die Meinung kommen, er ging dort eines Rendez-vous wegen ſpazieren, welches mit der Ehrbarkeit nicht ganz in Einklang zu bringen iſt. Im Dunkel des Abends treffen ſie ſich vielleicht Beide an derſelben Stelle, aber es iſt dunkel, man wird nicht erkannt. Auf die Thatſache ſelbſt kommt es ja gar nicht an, aber die Thatſache darf nur nicht geſehen werden. „Ich kann nicht mit Ihnen durch dieſe Straße gehen," ſagte ein Freund zu mir, mit dem ich in Bibras Hotel in Martins Lane zu Mittag geſpeiſt hatte, als ich, um ſchneller nach der Benderſchen Buchhandlung zu kommen, eine Seitenſtraße einſchlagen wollte.

„Warum denn nicht?" fragte ich ganz verwundert. Die allerdings ſchmale Seitenſtraße ſchien mir nichts Beſonderes zu haben.

„Nun, in dem Publichauſe, was Sie da in der Straße ſehen, werden auch Zimmer zu Rendez-vous vermiethet."

„Aber was geht das uns an? Sie und ich denken nicht daran, uns dort Zimmer zu miethen."

„Aber es könnte mir irgend Jemand von meinen Bekannten in der Straße begegnen, und es ſchadet meinem Rufe."

Wir gingen alſo nicht durch die Straße, ſondern machten einen weiten Umweg, um nur nicht in der Nähe der Straße geſehen zu werden. England iſt das Land der Prüderie und der Hypocriſie, wie nur ein Land auf dem europäiſchen Continent. Ich muß immer lachen, wenn ich daran denke, wie ſämmtliche Herren, alte und junge, welche auf den ſchmalen Bänken eines Omnibus einander gegenüber ſitzen, bemüht ſind, einer zwiſchen ihnen durchgehenden Dame mit der Hand die Kleider zurecht zu ſtreichen, damit nur ja

nicht die Spitze ihres Fußes gesehen wird. Jeder macht dabei ein so ernstes Gesicht, wie ein Priester, der von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria predigt und beim Glase Rothwein Abends über die Einfalt der Gläubigen lacht. Oder soll ich wirklich glauben, daß der zweimalige Kirchenbesuch am Sonntag kein erheuchelter ist? Wie stimmt diese Heuchelei und die Schwärmerei für die Siege der amerikanischen Südstaaten zu einander? Wie die christliche Bruderliebe zu den Peitschenhieben auf den Rücken der armen Neger. Aber der Ruf der Keuschheit und die Reinheit der Sitten ist zu vortheilhaft in England. Darum geht der englische Gentlemen scheuen Schrittes bei Tage an Leicester-Square vorüber und deshalb streicht er jeder Dame, mag sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sein, im Omnibus die Kleider zurecht. Abends hat die Umgebung von Leicester-Square eine andere Physiognomie; denn Abends scheint die Sonne nicht und die flackernden Strahlen der Gasflamme lassen die Gesichtszüge schwerer erkennen. Da steht ja der große Bediente mit seinem Tressenrock und Tressenhut vor dem Café chantant, dessen Sängerinnen und Tänzerinnen in Paris kaum auf dem Boulevard Montparnasse einen Platz finden würden und sucht uns den Zettel heute, wie alle Abend in die Hände zu stecken, und dort gegenüber ragen die phantastischen Th ürme der Alhambra in den Abendhimmel auf. Wer einmal dort gewesen ist, den verlocken sie wahrhaftig nicht zum zweitenmal. Nur der Engländer applaudirt seinen schwarzen Serenaders, wie man in Deutschland und Frankreich einer Viardot applaudirt. — Der Fremde geht achselzuckend über derartige Kunstleistungen hinaus, und kehrt zum zweitenmale gewiß nicht wieder. Auch wir gehen weiter.

Aber gehen wir nach Windmihlstreet, nach Argyll-Rooms. Es wird uns wohl nichts anderes in der Langeweile des Londoner Abends übrig bleiben. Indeß Argyll-Rooms hat

ſeine Feſttage vor zehn Jahren gefeiert. Von dieſen Feſttagen iſt nichts mehr übrig geblieben, als jene funkelnde Gasſonne über der Eingangsthür. Gleich nebenan hat man eine Kirche gebaut und neben der Kirche iſt die Tanzmuſik allmählig verſtummt. Ja, vor zehn Jahren — da feierten Argyll-Rooms glänzende Abende. Hinter dem goldenen Gitterwerk des Orcheſters ertönten bis um Mitternacht heitere Tanzmelodien, und in den prächtig decorirten Sälen bewegten ſich Hunderte von ſchönen Mädchen, ſo ſchön, wie man ſie nur in England ſieht. Aber jene Zeit iſt dahin. Argyll-Rooms ſind verlaſſen und »the national assembling rooms« in Holborn haben ihre Stelle eingenommen. — Fahren wir alſo in die City. Der Weg iſt weit. Nur London kennt unter allen europäiſchen Städten derartige Entfernungen. Nehmen wir eins von den Cabs, welche dort an der Ecke ſtehen. »Holborn, national assembling rooms« rufen wir dem Kutſcher zu. »All rigth, Sir!« Aber der Wagen ſetzt ſich noch nicht in Bewegung. Der würdige Coachmen giebt uns zur Erwägung, daß, wenn wir glauben, daß in »the national assembling rooms« heute getanzt werde, wir uns ſehr im Irrthum befänden, die Säle würden neu decorirt und vor vierzehn Tagen ſei an eine Vollendung der Reſtauration von »national assembling rooms« nicht zu denken. Was nun beginnen? Wir ſind am Ende unſerer Weisheit angekommen; — es iſt doch unmöglich, zum zweitenmal von ausgeſungenen Sängern und Sängerinnen ein Sextett aus irgend einer italieniſchen Oper in dem Mauriſchen Saal der Alhambra zu hören, oder die Leiſtungen irgend eines Jongleurs auf dem Trapez anzuſehen. Wir berathen mit dem Kutſcher hin und her; die Rieſenſtadt iſt in der That heute aller Vergnügungen baar, wenn wir nicht die elende Darſtellung irgend eines Luſtſpiels oder Schauſpiels unter dieſelben rechnen wollen. Sollen wir uns denn wirklich ſchlafen legen, obſchon es noch nicht zehn Uhr

iſt, oder den Abend in ſchweigender Betrachtung in unſerer Stube zubringen? Unmöglich! Die beſten Rathgeber auf den Straßen Londons ſind und bleiben immer die Policemen. Die Londoner Polizei iſt wirklich zum Nutzen und zum Schutz des Publicums da, nicht zu ſeiner Plage, wie in den Städten des Continents. In der bereitwilligſten Weiſe ſteht der engliſche Polizeimann jedem Gentlemen mit Rath und That zu Dienſt, er zeigt den Weg, begleitet ihn, führt ihn zu Haus, giebt ihm Auskunft über die Omnibuslinien, verſchafft ihm in dunkler, einſamer Nacht einen Wagen. Er ſteht auch nicht mitten auf dem Trottoir, wie der Berliner Conſtabler, — ſondern er ſteht beſcheiden an der Häuſerreihe oder an der Ecke und verſperrt Niemanden den Weg. Wie manche Auskunft verdanke ich in London dem Polizeimann und in wie mancher Verlegenheit hat er mir beigeſtanden, ohne dafür auch nur einen Sixpence nehmen zu wollen! Ich liebe die Polizei wahrlich nicht; aber die engliſche Polizei könnte ſich jede Regierung auf dem Continent zum Muſter nehmen. Fragen wir alſo einen Polizeimann, dort ſteht einer an der Ecke von Martins Lane. Aber auch er weiß heute Abend keinen Rath. »The national assembling rooms« haben in London keinen Concurrenten, wenn wir dieſen Concurrenten nicht in unterſter Reihe in den Straßen an der Themſe ſuchen wollen. Und dazu wird ein anderer Abend paſſender ſein. Aber außerhalb der Stadt, weit, weit hinaus, nach Chelſea zu, in „Cremorne Gardens“ wird heute Abend getanzt, meint er.

„Cremorne Gardens!“ Ja, wir erinnern uns, heute Nachmittag ſahen wir am Strand, nahe bei Temple Bar Männer umhergehen, welche große, gelbangeſtrichene Plakate auf dem Rücken und an eiſernen Stangen über den Köpfen trugen. — Auf den gelbangeſtrichenen Plakaten war angezeigt, daß heute Abend in Cremorne Gardens ein Turnier ſei

und daß in den Salons getanzt werde: Nach „Cremorne Gardens“ rufen wir dem Kutscher zu. »All right, Sir!« In gestrecktem Trabe setzt sich das große stattliche Pferd in Bewegung. In den weiten langen Londoner Straßen wird immer in gestrecktem Trabe oder im Galopp gefahren. Die langsam kriechenden Berliner Droschken würden diese enormen Entfernungen gar nicht bewältigen können. Durch einige winklige, dunkle Seitengassen geht es in breite, hellerleuchtete Straßen, deren Trottoirs von Spaziergängern überfüllt sind. Jene palastartigen Gebäude mit dem von Säulen getragenen Vorbau, mit den breiten Treppen, mit den hohen Fenstern, sind Clubhäuser der englischen Aristokratie. Wir blicken im Vorüberfahren in hohe, prächtig decorirte Säle, dann umweht uns Wiesenduft und Waldesluft, der Blick ruht auf weiten Rasenflächen, auf blauen Seespiegeln, in denen die Strahlen des aufgehenden Mondes flimmern, auf prächtigen Baumgruppen, auf dunklen Alleen. Kaum hörbar, rollen die Räder des Wagens auf den festgestampften Kieswegen. Ein frischer Wind weht über die dämmernden Wasserflächen aus Westen herüber; er trägt Blumenduft und den Geruch frischen Heues auf seinen feuchten Schwingen. Blumenduft und Waldesluft in dem steinernen Häusermeer von London! Wir fahren mitten durch einen Park. Die Parks sind die Lungen von London, mit denen die Riesenstadt athmet. Ohne jene weiten Rasenflächen und Seespiegel, ohne jene prächtigen Baumgruppen würde die Luft in London unerträglich werden. Der Wagen rollte wieder auf dem Steinpflaster. Die Bäume, Wasser- und Rasenflächen des Parks liegen hinter uns. Hohe Steinpaläste, von großen Quadern erbaut, erheben sich zu beiden Seiten der Straße und gruppiren sich dann um ein weites, mit eisernem Gitterwerk eingefaßtes Square, in welchem kurzgeschnittene Rasenflächen farben-sprühende Blumenbeete einfassen. In keinem Lande Europa's haben die Blu-

men ſo intenſive Farben, wie in England. Die Töne des Roth, des Grün, des Blau, des Gelb, des Violet ſind in England weit tiefer, wie auf dem Continent. Die Urſache iſt die immer feuchte Atmoſphäre. Wir fahren durch Belgravia, dem ariſtokratiſchſten Quartier von London. Jedes Haus iſt hier ein Palaſt. Mancher Palaſt könnte in Florenz und Venedig ſtehen. Er würde ſeinen ſtolzen Nachbaren am Canale grande und an der Piazza di grand duca, welche jetzt, nachdem die Florentiner ihren Großherzog aus dem Lande gejagt haben, »Piazza della Signoria« heißt, keine Schande machen. Auch die Palaſtreihen liegen hinter uns, wie die rauſchenden Bäume und die ſchimmernden Seeſpiegel des Parks. Wir fahren durch lange Straßen ohne jeden Charakter. Der größte Theil Londons bietet dieſen monotonen Anblick. Ganze Straßen, ja ganze Quartiere ſcheinen nach demſelben Häuſermodell gebaut zu ſein. Straßen und Häuſer ſehen ſich zum Verwechſeln ähnlich. Man hat dieſen Anblick im Großen und im Ganzen, wenn man auf den Eiſenbahnlinien, welche bis mitten in die Stadt reichen, über die Häuſer hinfährt und von oben in die Straßen blickt. Der Grund dieſer monotonen Bauart liegt wohl darin, daß ganze Straßen und Quartiere von denſelben Unternehmern gebaut worden, welche dann die einzelnen Häuſer vermiethen. Wie in England, dem ariſtokratiſchſten Lande der Welt, Alles der Ariſtokratie gehört, der Wald, die Wieſen, das Waſſer, die Luft, ſo iſt auch ein großer Theil Londons Eigenthum einzelner ariſtokratiſchen Familien. Der Herzog von Bedford beſitzt beiſpielsweiſe ganze Stadttheile. Sie verkaufen den Bauunternehmern, wie das überall in der Welt geſchieht, den Grund und Boden nicht, ſie verpachten ihnen denſelben nur für eine Pachtſumme, welche alljährlich von ihren Taxatoren und Einnehmern, die in allen Straßen wohnen, erhoben wird. Die Pachtzeit iſt fünfzig bis neunund-

neunzig Jahre. Nach fünfzig oder neunundneunzig Jahren fällt der Grund und Boden an den Eigenthümer wieder zurück. In einem halben oder ganzen Jahrhundert ist das Land bedeutend gestiegen und der Eigenthümer verpachtet den Grund und Boden von Neuem an einen anderen Spekulanten, natürlich zu einem bedeutend höheren Preise, wie früher. Aber, was wird aus den Gebäuden, welche nun seit neunundneunzig Jahren auf dem Boden erbaut sind, wird man fragen. Sie fallen dem eigentlichen Eigenthümer des Grund und Bodens zu. Nach continentalen Begriffen ist das freilich unerhört. Die Familie des Mannes, welcher Straßen und Häuser besaß, ist plötzlich arm geworden; seine Enkel können betteln gehen. Reich ist bei diesem Geschäft nur der Herzog oder der Graf geworden, dem Grund und Boden gehört und dem Grund und Boden wieder zufällt. Man rechne die ungeheure Pachtsumme, welche er seit neunundneunzig Jahren erhalten hat, zu dem Werth der Gebäude, welche ihm mit dem Grund und Boden zufallen und man hat die Summe, um welche er oder seine Familie reicher geworden ist. Die enormen Miethspreise, welche in London gezahlt werden, sind die unmittelbare Folge dieses sonderbaren Eigenthumsverhältnisses. Der Miether ist schließlich der, welcher dem Speculanten, wenn er Häuser leer stehen und deshalb Ausfälle in seiner Einnahme hat, diese Ausfälle decken muß. Nebenbei hat er die nicht geringen Steuern zu zahlen, welche beispielsweise bei einem Miethzins von siebenhundert Thalern noch auf dreihundert Thaler sich belaufen. Es kommt ja darauf nicht an. Nur die sogenannten „obern Zehntausend“ sind die Bevorzugten in der englischen Bevölkerung. Sie bestehen in den Mitgliedern der aristokratischen Familien nebst ihren Bevorzugten und Günstlingen, und in der reicheren Bourgeoisie. Diese „obern Zehntausend“ sind im Besitz alles Grundeigenthums, der Paläste, der Schlösser, der Häu-

ſer in den Städten, der Aecker, der Wälder und Wieſen, der Jagd und der Fiſcherei, im Beſitz aller Fabriken und induſtrieller Unternehmungen, im Beſitz aller Capitalien, im Beſitz der Handelsflotte, im Beſitz aller Aemter und Stellen im Staate, geiſtlicher und weltlicher, im Beſitz aller Sinecuren, im Beſitz der Organe der Preſſe, alſo der öffentlichen Meinung, im Beſitz des Rechts, in das Parlament zu wählen und gewählt zu werden, alſo im Beſitz der Regierung. Alle übrigen lebendigen Weſen, welche durch ihre Geburt, durch ihren ererbten oder erworbenen Beſitz nicht zu den „obern Zehntauſend“ gehören, ſind diejenigen, von denen ein Freund, der ſeit ſechzehn Jahren in England wohnt und die Verhältniſſe der engliſchen Geſellſchaft genau kennen gelernt hat, zu ſagen pflegte: „Für diejenigen, welche nicht zu der Ariſtokratie gehören, oder nicht im Beſitz von einer Rente von einigen Tauſend Pfund ſind, iſt das Leben eine unaufhörliche Arbeitsmaſchine, in welcher ſie ſich bis zum Tode vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend abquälen, um das tägliche Brod zu erwerben. Was ſoll man dazu ſagen, wenn in einem Lande, deſſen Bürger ſich der Gleichheit ihrer politiſchen Rechte rühmen, von ſieben Millionen Wählern nur eine Million ſtimmberechtigt und wahlberechtigt iſt und wo dann noch mehr wie dreiviertel dieſer einen Million ihr Wahlrecht in jeder Art und Weiſe durch Eintheilung der Wahldiſtricte, durch alle erdenklichen Intriguen und Ränke, durch unmoraliſchen Druck und durch ſociale Abhängigkeit verkümmert wird? Die ſieben Millionen Wähler ſchmelzen in dieſer Weiſe auf eine viertel Million zuſammen. Der Reichthum, der Beſitz, das Capital, die ſociale Stellung üben in keinem europäiſchen Lande bei der Ausübung des politiſchen Wahlrechts einen ſo gewaltigen Druck aus, wie gerade in England. Von den coloſſalen Summen, welche eine Wahl als Mitglied des Unterhauſes koſtet, von

den Intriguen, von der Bearbeitung der Wähler, von der unvermeidlichen Reclame, von den enormen directen und indirecten Ausgaben, welche viele Tausende von Guineen verschlingen, will ich hier gar nicht sprechen; aber es giebt in England keinen freien unabhängigen Bauernstand. Die Aristokratie hat die freien Bauern nach und nach zu ihren Pächtern gemacht. Und wie kann und darf der Pächter anders wählen, als der Grundbesitzer, der ihn täglich zum Taglöhner und zum Bettler machen kann, befiehlt? Nur der freie unabhängige Bauer hat ein Wahlrecht; der Pächter eines Herzogs oder eines Grafen giebt in England als Wähler nur die Stimme seines Herrn ab, wenn er auch als Wähler nominell auf dem Papiere der Wahlliste steht. Dazu ist das platte Land in England in eine große Masse kleiner Wahldistricte getheilt, während die großen Städte nur wenige Candidaten in die gesetzgebende Versammlung senden. Die Opposition, welche von der Intelligenz und von der Freisinnigkeit der Städte im Parlament ausgehen könnte, muß durch numerische Ueberzahl der Vertreter des platten Landes, deren Wahl gänzlich von der Aristokratie abhängt, gebrochen werden. Es giebt keine conservativere Verfassung in Europa, wie die englische. Wenn die Gothaer und die Liberalen in Deutschland für eine solche Verfassung schwärmen, so zeigen sie, daß sie, was sie übrigens überall in Deutschland, wo sie zur Regierung gelangt sind, gezeigt haben, von der Staatsverwaltung gar nichts verstehen. Was ist eine Staatsverfassung ohne allgemeines Stimmrecht und was ist diese Staatsverfassung ohne allgemeines Stimmrecht in einem Lande, wo aller Besitz in den Händen der „obern Zehntausend“ ist! Sie würdigt Millionen zu den Armen und Elenden herab, welche an der Staatsverfassung nur dadurch Theil nehmen, daß sie mit dem, was sie als Tagelöhner des Le-

bens durch unaufhörliche, mühsame Arbeit erwerben, Steuern zahlen, um Sinecuren für die „obern Zehntausend“ zu schaffen.

Durch die Quartiere dieser Armen und Elenden, der Mühseligen und Beladenen unter der Bevölkerung Londons, rollt unser Wagen jetzt. Die Straßen werden enger, stiller, einsamer, die Häuser kleiner und niedriger. Die Dunkelheit nimmt zu. Die glänzenden Läden und Magazine mit ihren zahllosen Gasflammen, mit ihren großen Spiegelscheiben, mit ihren hohen Glasthüren sind verschwunden; derartige Läden und Magazine kennen nur die fashionablen Quartiere der City oder von Westend; ärmliche Verkaufsläden und schlechte Boutiquen sind in diesen ärmlichen und stillen Straßen an ihre Stelle getreten. Hie und da tritt die eine Häuserreihe der Straße zurück. Wir blicken über den stillen Spiegel der Themse auf Wiesenflächen und Aecker. Das Takelwerk und die Masten großer Seeschiffe, welche vor ihren Ankern liegen, zeichnen sich an dem von Mondlicht durchleuchteten Abendhimmel in scharfen Umrissen ab; hie und da hören wir das eintönige Anschlagen der Ruder im Wasser; eine Barke führt die Matrosen an Bord, welche aus irgend einem Tanzlokale oder Bierhause kommen. Alle Umrisse der äußeren Umgebung kündigen uns an, daß wir bereits jene Quartiere am Wasser durchfahren, welche zu den verrufensten in London gehören. Wer kennt nicht „Ratcliffe Highway?“ Ratcliffe Highway ist als Name aus dem Londoner Straßennetz verschwunden, aber sein Charakter hat sich nicht sehr verändert, wenn man „die Rabenklippe“ auch in „Georgsstraße“ umgetauft hat.

Wir sind weit über Londonbridge hinaus. Schon liegt der unterirdische Themsetunnel hinter uns. Immer einsamer werden die Häuser an der Straßenseite. Lange, hohe Mauern verbergen zuweilen jede Aussicht und machen den Weg noch monotoner. Es sind die Umfassungsmauern weiter Magazine. Wir sind in den Docks. Das Laub der Bäume rauscht im

Weſtwinde, und die Wellen murmeln am grünen Geſtade. Dann fahren wir an langen Reihen Cabs, Hanſoms und Fiaker vorüber; buntbemalte Omnibus rüſten ſich zur Abfahrt, die ganze Scene wird wieder belebter, vor uns funkeln Gasſonnen und Gasſterne unter grünem Laubdach, tauſende von Gasflammen ſchweben wie Irrlichter zwiſchen Baumgruppen und Buſchwerk, heitere Tanzmelodien tönen durch den ſtillen Abend, — wir ſind am Ziel unſerer heutigen Nachtfahrt angekommen. In bunten Gasflammen leuchten über einem phantaſtiſchen Thor die Worte: »Cremorne Gardens«.

Cremorne Gardens! Iſt es der Garten aus einem Zaubermährchen, zu dem jener dunkle Laubgang führt? Stille, verſchwiegene Lauben, weite Raſenplätze, in allen Farben ſchimmernde Blumenbeete, blaue Waſſerſpiegel, dunkle Alleen, Kioske in mauriſchem Styl, türkiſche Minarets, arabiſche Säulengänge, moderne Tanzſäle mit offenen Hallen, in denen das Mondlicht hineinſchaut, Theater mit Decorationen, in denen wirkliche Waſſerfälle rauſchen und deren Perſpective ſich in grünen Waldthälern, dunkeln Schluchten und weißen Schneegipfeln hintereinander aufbauen, Irrgänge mit künſtlichen Grotten, rauſchenden Waſſern, ſtäubenden Fällen und Muſchelhöhlen, Ausſichten auf weite Gegenden, deren Hintergrund blaue Höhenzüge bilden, prächtig geſchmückte Räume, ſo groß, daß darin hundert Ritter und Knappen in glänzender, funkelnder Stahlrüſtung auf eiſengeſchirrten Roſſen mit dem Schwert und mit der Lanze kämpfen; darüber das ſternengeſchmückte Zelt des dunkelblauen Nachthimmels und dieſe ganze phantaſtiſche Scenerie eines Zaubergartens von tauſend Gasflammen und Fackeln durchleuchtet und umflimmert, welche bekränzte Statuen in ihren Händen halten, — das iſt Cremorne-gardens. Eine kriegeriſche Muſik ertönt aus der Ferne, ſie geht in einem rauſchenden Marſch vorüber; es iſt der Einzugsmarſch auf die Wartburg aus Richard

Wagners genialer Oper. Was ist das? Näher, immer näher brausen die Töne. Nun sind sie ganz nahe. Ihr bekränzten Steinbilder, haltet eure Fackeln höher, damit wir diesen Zug sehen, der da aus dem dunklen Laubgang hinter den türkischen Kiosk hervortritt! Eine Musikbande in mittelalterlicher Tracht macht den Anfang. Dann folgen sechs Herolde, hinter diesen weiter auf prächtig geschmückten Pferden vier Knappen, bunte Seidenfahnen tragend, in deren Falten die Wappen der Ritter mit Gold gestickt sind, welche ihnen folgen. Die vier Ritter sind von Kopf bis zu Fuß in glänzenden Stahl gekleidet, die Pferde sind ganz mit funkelnden Eisenschienen bedeckt. Auf den Helmen wehen die Büsche in bunten Federn; auf den Schildern, welche schimmern, als wären sie von getriebenem Silber gearbeitet, sind Tiger und Leoparden, Adler und der König der Thiere in buntem Farbenschmuck zu schauen; die eine Hand trägt die schwere Lanze, während dem, daß die andere die rothen goldgeschmückten Zügel führt. Hinter den Rittern marschiren die Knechte in bunter Tracht, in Helmen und Brustharnisch, das große Schwert an der Seite, die Lanze in der Hand, ein langer Zug. Sie sind vorüber. Wieder Herolde zu Pferd, andere Ritter mit anderen Fahnen, wiederum von einer Schaar reisiger Knechte begleitet. Dann eine Reihe von Pagen, das Federbaret auf den wehenden Locken, in zierlicher Tracht, reich mit Goldstickerei geschmückt. Reizende Gesichter mit dunkeln Augen. Auf atlassenen Kissen tragen sie die Siegespreise, Lorbeerkränze, goldene Agraffen, kunstvolle Degen, Perlenbänder und Halsbänder von Edelsteinen. Eine lange Reihe von Schützen in gelben Lederkollern, die Armbrust auf der Schulter, begleitet sie. Dann schreitet eine zweite Musikbande aus dem Schatten der Laubgänge hervor; die berauschenden Töne des Tannhäusermarsches brausen von Neuem an uns vorüber, und mischen sich mit den Tönen, welche

in der Ferne verhallen. Immer prächtiger entfaltet ſich der Zug. Eine Reihe geharniſchter Knappen zu Pferde. Dann Herolde, Fahnenträger mit bunten Seidenfahnen, Pagen in weißen Atlas und rothen Sammt gekleidet, Edeldamen und Ritterfräulein zu Roß, jedes Roß von Stallmeiſtern geführt, und von Pagen an beiden Seiten begleitet. Wie ſchön ſie ſind, welch' lächelnde Blicke, welch' zauberiſche Augen, was für prächtige Geſtalten! Die langen Seidenroben ſind mit Gold und Silber geſtickt, die Stirnen ſind mit Diademen und Kronen von funkelnder Pracht umkränzt. — Es folgt ein langer Zug von Rittern und Knappen, alle ohne Stahlrüſtung und ohne Helm, aber in reichſter Hoftracht. Wiederum Züge von geharniſchten Reitern, von Schützen und Fußſoldaten, die Pike in der Hand, das Schwert an der Seite. Will denn der Zug gar kein Ende nehmen? Es ſind doch ſchon über hundert, welche vorüberzogen. Wieder brauſen die Töne des prächtigen Marſches in der Ferne. Halt, da kommen die Letzten! Zehn Knappen zu Pferde, jeder ein prächtig geſchmücktes Pferd an der Hand. Und wo geht dieſer glänzende Zug hin, dieſer glänzende Zug, deſſen Reichthum und Pracht vor drei Jahrhunderten in jedem Schloßhofe bewundert worden wäre, wenn er ſeinen Einzug gehalten hätte? Er zieht ein in die glänzenden Räume, in denen gleich das Turnier abgehalten wird. Die Edelfräulein und Edeldamen ſitzen dort auf rothſammtnen Thronen; auf langen amphitheatraliſch ſich hinter einander erhebenden Bänken, zu beiden Seiten Tauſende von Zuſchauern; die Ritter reiten in die Bahn, die Signale ertönen, der Kampf beginnt, man ficht mit dem Schwert und der Lanze, zuerſt im einzelnen Kampfe, dann im Maſſengefecht, rauſchende Hörnerfanfaren begrüßen den Sieger und geleiten ihn zu dem Thron des Edelfräuleins, welches ihm die Stirn mit dem Lorbeer bekränzt. Dann beginnen die Ritterſpiele, im Trab und im

Galopp wird der Türkenkopf vom Rumpf gehauen und der Speer in den Mittelpunkt der Scheibe geworfen. . . . Sollen wir hineilen und den Türkenkopf fallen ſehen, und die Schläge der Schwerter auf dem Stahl der Panzer und der Schilder hören? Noch iſt es Zeit. Die letzten Töne des Einzugsmarſches in die Turnierhalle ſind verklungen; die Hörner geben das Signal zum Angriff, die erſten Ritter ſtürmen, die ſchwere Lanze am Arm, in die Rennbahn. . . . —

Wir gehen langſam nach einem andern Ende des Zaubergartens. Auch dort klingt Muſik, keine Schlachtmuſik, kein Einzugsmarſch, aber heitere Tanzmelodien. Die prächtigen Tanzſäle aus Argyll-Rooms und aus national assembling Rooms ſind heute hierher verlegt, unter den blauen, ſterngeſchmückten Nachthimmel, zwiſchen das Rauſchen der Bäume und das Flüſtern der Winde, und die balſamiſche Luft der lauen Sommernacht, zwiſchen Lauben und Buſchwerk, zwiſchen ſchimmernden Blumenbeeten, über welche die weißen Steinbilder aus ihren Fackeln farbige Lichtreflexe ſtreuen, an ſtillen Seen, deren dunkle Spiegel die Nachtwinde kräuſeln, führt uns unſer Weg vorüber. Da öffnet ſich der Blick auf einen weiten, glänzend beleuchteten Raum. Es iſt hier ſo hell, wie am Tage. Das Auge muß ſich erſt an dieſe glänzende Helle gewöhnen, ehe es die Einzelheiten der feenhaften Scenerie unterſcheidet. In runder Form ein Tanzſaal, nach allen Seiten hin von offenen Bogen umgeben, durch welche die Tänzer und Tänzerinnen auf die rauſchenden Baumgruppen, auf die ſtillen Seeſpiegel, auf die ſchimmernden Blumenbeete, auf die Minerats, auf die Kioske und auf die Laubgänge ſchauen. Alle Bogen und Pfeiler ſind mit farbigen Lampen umkränzt, jeder Pfeiler iſt in eine leuchtende Blumenguirlande verwandelt, und leuchtende Blumenguirlanden verknüpfen die bunte Decke dieſes feenhaften Tanzſaales mit den einzelnen Bogen. Wo in der Mite die

Radien des leichten Gebäudes zuſammenſtoßen, ſind alle Ecken in Blumen geſchmückte Grotten verwandelt, in denen die Tänzer und Tänzerinnen auf phantaſtiſch geſchmückten Sitzen ruhen können. Das Orcheſter iſt nicht ſichtbar. Die unſichtbare Muſik ſcheint aus jenem von Laub gebildeten Kiosk zu erklingen. Und wie ſie ſchön ſind, dieſe Tänzerinnen, welche den leichten ſchönen Fuß dort auf dem glatten Parquetboden nach dem Takte eines Lannerſchen Walzers bewegen. Englands Frauen und Mädchen ſind die ſchönſten Mädchen in Europa; und dieſe da, die dort tanzen, ſind die ſchönſten Mädchen in London. Welch' dunkle feuerige Augen, welch' goldenes Haar, welch' rothe Lippen, welche claſſiſchen Züge, welch' üppige prächtige Geſtalten! Sie ſind alle in glänzender Balltoilette, das Haar mit Perlen und Blumen geſchmückt, die ſchön geformten Schultern und Nacken entblößt, den bloßen Arm um den Tänzer ſchlingend, ſich an ihn ſchmiegend und dem immer raſcher auftretenden Tempo der Muſik folgend. Und wer ſind ſie, dieſe ſchönen Frauen in glänzender Balltoilette, das Haar mit Perlen durchflochten? Bewohnen ſie die hohen Steinpaläſte von Belgravia mit den ſchweren Balkons vor den Fenſtern, an denen wir vorüberfuhren? Oder kommen ſie aus den ſtillen vornehmen Straßen, welche auf die Bäume und Wieſen von Hyde-Park und Regentspark blicken? Könnte jenes ſchöne Mädchen im golddurchwirkten Beduinenmantel, im weißen mit roſa Schleifen geſchmückten Mullkleide etwa nicht eine Herzogin repräſentiren? Wie vornehm nachläſſig ſie dort auf der rothen Ottomane liegt, in der weißen zarten Hand den Fächer von Sandelholz haltend und ſich das heiße Geſicht kühlend. Ihr ſchmaler Fuß, mit grauen zierlichen Zeugſtiefeln bekleidet, ruht auf dem ſammetnen Kiſſen; das weiße Kleid hat ſich hinaufgeſchoben und läßt einen geſtickten Unterrock und den fein gewirkten Strumpf ſehen; dunkle Locken umſchatten eine hohe,

edle Stirn; sie schlägt die Augen auf, große, schwermüthig blaue Augen unter dem Schatten langer schwarzer Seidenwimpern. Wie ihr schöner, voller Busen wogt von der Anstrengung des Tanzes, und wie die weißen Schultern sich emporheben aus dem reichen Spitzenbesatz des Kleides! — Und jene Blondine dort am Arme ihres Tänzers, eines jungen Midshipman, welche sich mit dem parfümirten Taschentuch Kühlung zufächelt! Ihr goldblondes Haar rollt ungeflochten in reichen natürlichen Locken über Hals und Schultern herab — diese reichen, blonden Locken sieht man nur in England — ihre schwarzen Augen funkeln wie Diamanten, — goldblondes Haar, schwarzdunkle Augen, ein blüthenweißer Teint, rosig angehaucht von der Anstrengung des Tanzes! Und hier jene beiden Mädchen in rothem und blauem Seidenkleide, welche gerade eintreten in die Reihen der Tänzerinnen, ein ganz anderer Typus, kleiner, zierlicher, dunkles Haar und dunkle Augen, sie sind nicht Englands Töchter, von drüben, aus dem sonnigen, heiteren Frankreich sind sie; sie nehmen den Saum ihrer leichten Kleider in die Höhe, wilder und heftiger drehen sie sich im Wirbel des Tanzes. Noch einige Takte. Es ist Mitternacht. Der Tanz ist zu Ende. Nach und nach erlöschen die Gasflammen. Es wird immer dunkler in dem Zaubergarten von Cremorne. Alles drängt sich nach den Eingängen zu. Wer waren jene Tänzerinnen? — — Wir sehen sie alle in dieser Nacht noch einmal wieder. Das Mädchen mit den goldblonden Locken, mit den dunklen Feueraugen, in eine schwarzseidne Mantille gehüllt, drängt sich am Ausgang des dunklen Laubengangs an uns vorüber. Sie ist allein. Sie ruft ein Cab heran, um nach der Stadt zu fahren. Wenn wir wollen, können wir sie begleiten. Als sie den zierlichen Fuß auf den Tritt des Wagens setzt, steckt ihr ein schweigender schwarzgekleideter Mann einen gedruckten Zettel in die Hand. Auf dem Zettel

ſtehen die Worte: »I know whom I have believed, and am persuaded that he is able to keep that which I have committed unto him against that day.«

2. Timothy 1, 2.

Wer iſt der ſchweigende, ernſtblickende Mann, der dem Mädchen mit den langen goldblonden Locken den gedruckten Zettel in die Hand ſteckt? Er gehört auch zu den Contraſten, an denen London ſo reich iſt, wie keine andere Stadt in Europa. Er iſt ein Mitglied einer Geſellſchaft, welche ſich vor einigen Jahren in London bildete, um ſchöne Sünderinnen, die in Cremorne tanzen und nach Mitternacht auf den Trottoirs von Haymarket und Regentsſtreet umherſchwärmen, aus dem Pfuhl des Verderbens zu retten, in den ſie nach einigen Jahren der Freude und des Vergnügens hineintaumeln, welche ihnen nach den Mitternachtstänzen in den Mitternachtstthees Buße predigen, welche ſie unter den Arcaden Her Majeſty's Theater aufſuchen und ihnen ein Haus, ein Feuer und ein Unterkommen anbieten. Wird die ſchöne Sünderin den gedruckten Zettel auch nur leſen? Oder werden wir ſie in einem der kleinen Zimmer der Auſternhäuſer auf Haymarket wiederſehen, Sherry und Champagner ſchlürfend und lachend den gedruckten Zettel des ſchwarzgekleideten Mannes auf den Tiſch werfend? — —

Draußen wird allmählich alles dunkel und einſam. Die Omnibus ſind fort, die Cabs ſind fort, die ganze lachende und ſcherzende, glänzende Geſellſchaft iſt verſchwunden. Die Fackeln in den Händen der weißen Statuen ſind erloſchen, die tauſend Gasflammen ſind erloſchen, die Nacht hat den Zaubergarten mit ſeinen Grotten, mit ſeinen Kiosks, mit ſeinen Irrgängen, mit ſeinen Minarets, mit ſeinen ſchimmernden Tanzſälen in ihren dunklen einfarbigen Schleier gehüllt. Jetzt erlöſchen auch noch die farbigen Buchſtaben über der phantaſtiſchen Eingangspforte. War es Wirk-

lichkeit, was wir ſahen? Oder war es eine bunte Phantasmagorie, eine glänzende Fata morgana? — Es war ein buntes Zauberbild aus der Londoner Nacht. Dort wartet noch ein einſames Cab. Es iſt das Letzte. Steigen wir ein. Fahren wir durch die dunklen Straßen, in denen wir nur noch den Tritt der Policemen hören, nach der Stadt zurück. Oede und einſam ſind die Straßen an der Themſe. Der Nachtwind rauſcht in dem Takelwerk der großen Seeſchiffe. Wie ein ſchwarzes Leichentuch breitet ſich der „ſtille Heerweg“ zwiſchen dem grünen Ufer aus. Der Mond iſt hinter dunklen Wolkenbergen untergegangen. Auch der Himmel iſt finſter geworden. Die Sterne ſind erloſchen. In den hohen Fenſtern von Belgravia mit ihren Steinbalkonen brennt kein einziges Licht mehr. Die Bäume des Parkes rauſchen und flüſtern im Winde, und ſtreuen die erſten falben Blätter auf den gelben Kiesweg, auf dem die Räder des Wagens leiſe kniſtern. Da ſind wieder die großen Clubhäuſer von Pallmall. Der Wagen hält. Wir ſind an der Ecke von Haymarket. Die Scene hat ſich plötzlich geändert. Wir ſteigen aus. Ein neues glänzendes, ſchimmerndes, funkelndes Bild aus der Londoner Nacht rollt ſich auf! — —

Wir ſind auf der großen Promenade nach Mitternacht, welche erſt nach ein Uhr beginnt und bis drei Uhr Morgens dauert. Keine Stadt auf dem Continent hat eine ſolche Promenade. Die Arcaden des Marcusplatzes in der ſchimmernden Lagunenſtadt ſind, wenn Mitternacht von den phantaſtiſchen Thürmen der Kirche tönt, welche ſich mit ihren Goldmoſaiken, mit ihren bunten Glasfenſtern, mit ihren köſtlichen Marmor- und Porphyrſäulen, mit ihren vergoldeten Kuppeln aufbaut, wie ein Bild des goldenen Horns, ſtill und dunkel; die ſtrahlenden Läden und Cafés des Palais-Royal ſind um dieſe Stunde geſchloſſen, die Gallerie d'Orleans iſt einſam und verlaſſen; aber die breiten Trottoirs von

Haymarket von den Arcaden von Her Majestys Theater bis zu den Bogen von Regentsstreet schimmern im Reflex der Gasflammen und Spiegel der Cafés und Restaurants, welche wie ein funkelndes Band die linke Seite der Straße einnehmen. Alle Thüren sind geöffnet, alle Fenster sind erleuchtet, aus den kleinen mit Roth und Gold decorirten Gemächern tönt Musik, fröhliches Lachen und das Klingen der Champagnergläser. Auf ihren rothen, weichen Sammetsesseln werden die Orgien der Londoner Nacht gefeiert. Jene kleinen, prächtig decorirten Gemächer und die Einfachheit und Stille der Dining Rooms in Cheapside, in denen die Geschäftsleute der City hinter den hohen, braunen Holzverschlägen auf den schmalen Bänken, schweigend den Hut auf dem Kopfe und die Times in der Hand ihr Roastbeef verzehren und aus zinnernen Krügen Ale und Porter trinken, — welche Contraste! — Und auf den breiten Steinen der Trottoirs drängen sich die Spaziergänger durcheinander, schöne Mädchen in glänzenden Balltoiletten, Perlen ins Haar geflochten, Spaziergänger aus allen Nationen, aus allen Städten und Ländern, lachend, flüsternd, hinter den braunen Mahagonithüren der Cafés verschwindend, kommend und gehend. Die Nachtluft ist durchhaucht von dem Duft von Patschouli und Eau de mille fleurs. Die Schleppen der Atlaskleider rauschen auf den Steinen, Schleier wehen, rosafarbene Bänder flattern; funkelnde Augen, kosende Worte; das ist ein Grüßen, ein Flüstern und ein Lachen! Immer belebter wird die Scene; es ist oft schwer, sich durchzuwinden durch die Gruppen von Spaziergänger und Mädchen. Worte in allen Sprachen der Erde, französisch, deutsch, englisch, italienisch, wie unter den schimmernden Arcaden des Marcusplatzes um acht Uhr Abends. Alle Tänzerinnen aus Cremorne sehen wir hier wieder. Da ist das große, schöne Mädchen in dem weißen Mullkleide mit den rosafarbenen Schleifen und dem

golddurchwirkten Beduinenmantel. Am Arme eines blonden großen Mannes in den vierziger Jahren, in heller Sommerkleidung tritt sie aus der Mahagonithür eines jener Restaurants. Eine lange Reihe von Cabs und Hansoms hält in der Mitte der Straße. Ihr Begleiter winkt einen Kutscher heran. Das Paar steigt ein. Das schöne Mädchen in dem golddurchwirkten Beduinenmantel ist von der Scenerie der heutigen Londoner Nacht verschwunden. Und dort durch jenes Fenster sehen wir das Mädchen mit den dunklen Augen und den goldblonden Locken. Sie liegt auf einem Divan, der sich an die Wand des blautapezirten kleinen Zimmers lehnt, vor ihr sitzt ein Mann, der dem Fenster den Rücken zukehrt, und schenkt ihr Sherry ein. Der kleine Tisch ist mit Austern, Hummersalat und Weinflaschen bedeckt. Ihre Augen glühen, ihr zarter Teint ist vom Geist des Champagners geröthet. Wie lange hat sie den gedruckten Zettel vergessen, den ihr der ernste schweigende Mann vor dem phantastischen Thor des Zaubergartens in die kleine, weiße Hand steckte, als sie hierher fuhr, um sich Champagner, Austern und goldne Guineen zu holen! Oder hat sie ihn gar nicht einmal gelesen? — —

Gehen wir weiter. Es ist fast zwei Uhr. Das Trottoir von Haymarket wird immer belebter, je näher wir nach Regentscircus kommen. Ernst und ruhig drängt sich ein Policeman durch die lachenden und scherzenden Gruppen. Sie scheinen für ihn gar nicht vorhanden; denn das englische Gesetz verbietet ja Niemanden, nach Mitternacht in Haymarket spazieren zu gehen, zu lachen, zu scherzen, Champagner zu trinken und Austern zu essen. Da steht ein Mädchen mitten auf dem Trottoir und schaut sich die Vorübergehenden an. Sie weicht einige Minuten nicht von der Stelle. Der Policeman geht an ihr vorüber. Sie bemerkt ihn nicht, oder will ihn nicht bemerken. Er kehrt zurück und geht nochmals

vorüber. Sie bemerkt ihn wieder nicht. Da tritt er leise zu ihr heran und berührt sie mit der Hand an der Schulter, leise und flüchtig, als wenn die Umstehenden es nicht bemerken sollten. Das Mädchen sieht sich um und erblickt den Policeman. Er winkt ihr mit den Augen fortzugehen. Sie geht weiter. Man darf nach Mitternacht in Haymarket nicht auf dem Trottoir stehen bleiben, weil man den Spaziergängern den Weg versperren würde. Der Blick und die Berührung des Policeman erinnerten das Mädchen in leiser Weise an das Polizeiverbot. Wie würde sich ein Berliner Constabler unter den Linden gegen das Mädchen benommen haben!

In Regentsstreet ist es dunkel. Die Lichtreflexe aus den schimmernden Zimmern der Cafés und Restaurants fehlen, die Straße wird blos durch die lange Reihe von Gaslaternen erleuchtet. Aber darum ist es nicht einsamer, wie in Haymarket. Auch hier rauschen Seidenkleider auf den breiten Trottoirs, auch hier weht der Duft von Esbouquet und Eau de mille fleurs, auch hier grüßen dunkle Augen und leichtsinnige Herzen. In Oxfordstreet wird die Nacht einsam und still. Für Oxfordstreet ist zwei Uhr eine zu späte Stunde. Niemand begegnet uns. Aber da gleitet noch ein Lichtstrahl über die Straße. Er kommt aus einem jener Publichäuser, welche noch spät nach Mitternacht geöffnet sind. Drinnen hören wir Stimmengewirr, Zank und Geschrei. Treten wir ein. Zerlumptes Gesindel drängt sich vor der Barre, hinter der ein beleibter Mann mit kahler Glatze in Hemdsärmeln Ale und Porter, Gin und Whisky einschenkt. Welche Gestalten und welche Gesichter! Welche zerrissene Röcke und beschmutzte Kleider. Welche Weiber, halbtrunken ein Glas Gin mit Wasser schlürfend! Und das Publichaus nach Mitternacht dort an der Ecke von Oxfordstreet ist doch nur ein Pendant zu den schimmernden Cafés in Haymarket.

Man braucht nur einige Stufen tiefer zu ſteigen im Leben der Londoner Nacht. Nach einigen Jahren trinkt das ſchöne Mädchen mit den goldblonden Locken, welches wir ſo eben in dem ſchimmernden Café von Haymarket Champagner ſchlürfen ſahen, vielleicht hier das Glas mit Gin gefüllt, und liegt trunken neben jener Bank, auf der jetzt jenes Weib mit den verfallenen Zügen in den Lumpen kauert. — Die Contraſte liegen ja in London ſo dicht neben einander.

## Viertes Kapitel.

# Die Gefängniſſe und Hinrichtungsſtätten des Tower.

Blutige Orte in Europa. Das Jagdſchloß im Blühnbachthal. Der Dogenpalaſt in Venedig. Der Louvre. Der Tower. Die Gefangenen und Hingerichteten des Tower durch Jahrhunderte. Das Blutgerüſt auf dem Towerhügel. Anblick des Tower vom Towerhügel. Die Verrätherpforte. Der Blutthurm. Der weiße Tower. Der Beauchampthurm. Das Schaffot. Die Begräbnißſtätten in der St. Peters-Kapelle. Der Devereuxthurm. Der Kieſelthurm oder „die kleine Hölle“. Der Bogenmacherthurm. Jane Gray. Katharina Howard. Anna Boleyn. Eſſex. Die Söhne Eduards. Der Herzog von Clarence. Der Herzog von Gloucester. Die Gefängnißwohnung in Eliſabeths Rüſtkammer. Folterwerkzeuge. Hinrichtungsbeile. Das Gefängniß des Sir Walter Raleigh. Der letzte Gang. Die Erinnerungen im Thurme der Verurtheilten. Rundſchau auf Towerhill.

Es giebt hie und da Orte in Europa, welche die grauſamen Thaten vergangener Jahrhunderte mit beſonders blutiger Schrift erzählen; Orte, an deren Wänden das Blut der Gemordeten, der Gefolterten und der Hingerichteten immer wieder zum Vorſchein kommt, ſo oft man ſie auch wieder übertüncht hat. Vor einigen Jahren beſuchte ich ein altes Jagdſchloß im Blühnbachthal, welches die Biſchöfe von Salzburg bewohnten, als ſie mit den Folterwerkzeugen und mit dem Beil des Nachrichters die Reformation in den Salzburger Alpen ausrotteten. Ein Schauder ergriff mich, als

ich in diesen Räumen des Schlosses umherging und daran dachte, welch' fürchterliche Thaten diese Wände gesehen hatten. Die Peinigungen der Opfer mußten hier zur Erholung nach den Freuden der Jagd und der Tafel dienen; ihr Geschrei und ihr Sterberöcheln, wenn sie durch einen mit Dornen, Disteln und Nesseln gefüllten Thurm in den brausenden Bach geworfen wurden, in dessen Fluthen man sie mit langen scharfen Haken todtschlug, vermischte sich mit den Hörnerfanfaren, wenn ihre Richter sich bei Tafel den rothen Wein jubelnd aus goldnen Bechern zutranken. Ganz ähnliche Gefühle beschleichen mich, wenn ich in Paris im Louvre oder im Londoner Tower bin, oder durch die prächtigen Marmorsäle des venetianischen Dogenpalastes wandere. Das Mene Tekel der Geschichte ist auf diesen Wänden mit unauslöschlicher und blutiger Schrift geschrieben, und die gold- und silbergewirkten Tapeten sind nicht im Stande, diese blutigen Erinnerungen hinwegzuwischen.

Einen besonderen Platz unter den Staatsgefängnissen während der verflossenen Jahrhunderte nimmt der Tower in London ein, vielleicht der schrecklichste Platz, wenn man seine Annalen durchblättert, welche eine Zeit von fast achthundert Jahren umfassen. Alle Staatsgefangenen der Plantagenet, der Tudor und der Stuart sind durch die düstern Kerker seiner Thürme gewandert. Ich könnte ein ganzes Buch einzig und allein mit ihren Namen füllen, berühmten Namen, glänzenden Namen, welche die Blätter der Weltgeschichte aufbewahren, unbekannten Namen, deren Erinnerung hinter diesen Mauern verhallt sind. Englische Könige und Königinnen stiegen aus den Gefängnissen des Tower auf den Thron oder auf das Schaffot, welches in der Mitte dieser Thürme aufgerichtet war. Während der glänzenden Regierung der Eduard war Griffin, Sohn des Fürsten von Nordwales, in einem dieser Thürme eingekerkert. An einem Strick ließ er sich

hinab, um zu entfliehen. Der Strick riß und ganz verſtümmelt fanden beim erſten Morgengrauen die Wärter den Unglücklichen am Boden liegen. Dreißig Jahre ſpäter wurde ſein Sohn, welcher aus demſelben Thurm glücklich in derſelben Weiſe entflohen war, in dem nämlichen Thurm zum zweitenmal eingekerkert. Einige Tage darauf wurde er enthauptet und ſein blutiges Haupt, mit Epheu bekränzt, auf die Spitze des Thurmes geſteckt, wo ſein Vater und er die letzten Stunden ihres Lebens zugebracht hatten. König Baliol, der edle Wallace, Graf von Roß, Athol, Monteith, König David Bruce, König Johann von Frankreich ſind Namen berühmter Gefangener des Tower aus der damaligen Zeit. Auch ihr Weg ging zum Thron oder auf das Schaffot. Nicht weniger als ſechshundert unglückliche Juden bewohnten damals zu gleicher Zeit die Gefängniſſe des Tower. Sie waren wegen Münzverfälſchungen angeklagt. Da ſie des Verbrechens nicht überführt werden konnten, verbannte ſie König Eduard III. ſämmtlich aus England. Aber ihre unermeßlichen Reichthümer behielt er zurück und die Klöſter bemächtigten ſich ihrer höchſt werthvollen Bücherſammlungen, aus denen noch Roger Bacon ſeine Gelehrſamkeit geſchöpft hat.

Im folgenden Jahrhundert wurde der Tower der Schauplatz ſchauderhafter Thaten. Das 15. Jahrhundert könnte man das blutigſte Jahrhundert dieſes fürchterlichen Staatsgefängniſſes nennen. Damals wurde das Blutgerüſt außerhalb des Tower auf Towerhill errichtet. Auf dem Platze jenes grünen Square, der jetzt dieſen Namen führt und von dem man auf die Themſe und auf die Seeſchiffe ſchaut, welche im Hafen von London landen, ſind mehr Köpfe gefallen, als auf irgend einer Richtſtätte in Europa. Der Platz iſt blutiger, als die Stätte zwiſchen den beiden Säulen auf der Piazetta, von der man das „Rom des Oceans“ in ſeiner Herrlichkeit erblickt. Sir Simon Burley legte

ſein edles Haupt zuerſt auf den Block auf Towerhill. Er war einer der gebildetſten Männer ſeines Jahrhunderts und deshalb gab der Schwarze Prinz ihn ſeinem Sohne zum Geſellſchafter. Seine treue Anhänglichkeit an denſelben war ſein einziges Verbrechen. Die Herzoge von York und Gloucester, nachdem ſie ihrem königlichen Neffen die Herrſchaft entriſſen hatten, übten an allen Perſonen, welche ihm ergeben geweſen waren, ihre Rache aus. Vergebens flehte Königin Anna, Richard's Gemahlin, um das Leben Sir Simon Burleys. Auf dem Towerhügel wurde er enthauptet. Dann wanderten die Sproſſen der Häuſer Lancaſter und York nach einander durch die Gefängniſſe des Tower. Jacob, der älteſte Sohn König Robert's III. von Schottland, brachte dort achtzehn Jahre zu; der nächſte königliche Gefangene war Heinrich VI. Beide führte der dornenvolle Weg durch den Tower zum Thron. Eduard IV. beſiegte endlich das Haus Lancaſter vollends bei Barnet und Tewkesbury und nun füllten ihre Anhänger die Gefängniſſe der Towerthürme. Eduards eigener Bruder, der Herzog von Clarence, der die Schlachten bei Barnet und Tewkesbury gewonnen hatte, mußte ihnen bald Geſellſchaft leiſten. Er hatte den Argwohn des Königs erregt und für dieſen Argwohn mußte er ſterben. Eingekerkert im Bowyerthurm, ließ der Bruder dem Bruder die Wahl, wie er ſterben wollte. „In einem Faſſe Malvaſier," erwiderte der unerſchrockene Herzog von Clarence. Sein Wunſch wurde ihm gewährt. Er wurde im Bowyerthurm in einem Faß Malvaſier ertränkt. Der Bowyerthurm (Bogenmacherthurm) iſt noch heute zu ſehen. Er führt ſeinen Namen daher, weil er die Wohnung des Schaffners der königlichen Bogenwaffen war. Das düſtere Zimmer, in dem der Herzog ertränkt wurde, iſt nicht mehr vorhanden. Das Feuer, welches im Jahr 1841 im Thurme ausbrach, hat daſſelbe zerſtört. Aber der andere Bruder

rächte den Tod seines Bruders an den Kindern des Verstorbenen.

Die beiden Söhne Eduards wurden auf Befehl des Herzogs von Gloucester, des nachherigen Königs Richard III. in den Blutthurm — ich werde seiner später erwähnen — gebracht und dort heimlich ermordet und unter einer Treppe im „weißen Thurme“ begraben. Bald darauf bestieg Lord Hastings das Schaffot. Er wurde von König Richard angeklagt, mit der Johanna Shore Zauberkünste getrieben und mit ihr dem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben. Er starb nicht auf dem Towerhügel, sondern wurde auf dem Schaffot im Tower vor der St. Peterskapelle geköpft.

Die Anhänger der Lehre Wicliffe's füllten während der letzten Regierungsjahre Heinrichs V. die Gefängnisse des Tower. Der König gab ein Gesetz, welches den Bischöfen die Macht verlieh, alle, welche der Ketzerei angeschuldigt wurden, ohne weiteres in's Gefängniß werfen zu lassen. In welcher Weise die Geistlichen von einer so großen Machtbefugniß Gebrauch machten, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Hunderte haben in den Kerkern, welche sich über der Umfassungsmauer erheben, für die Wahrheit der neuen Lehre gelitten. Sir John Oldcastle, Lord Cobham, berühmt durch seine Tapferkeit sowie durch seine Tugenden, hatte die Ehre, der erste unter den Edeln des Landes zu sein, welcher für seine Ueberzeugung litt und starb. Der König hatte, in der Hoffnung ihn zu bekehren, mit ihm eine Unterredung; als er sich aber überzeugt, daß alle Bekehrungsversuche vergeblich wären, überließ er ihn der Geistlichkeit, welche ihn sofort im Tower einkerkerte. Er verließ das Gefängniß nur, um zu sterben. Vor St. Giles in the Fields wurde ein Scheiterhaufen aufgerichtet. Treu seiner Ueberzeugung starb er in den Flammen.

Während der Regierungszeit Heinrichs VII. starb der

letzte Plantagenet im Tower. Graf Warwick war der Sohn des Herzogs von Clarence, der ſein Leben im Bogenmacherthurm in einem Faſſe Malvaſier geendet hatte. Nachdem er bereits ſein ganzes Leben im Gefängniß zugebracht, ließ König Heinrich ihn ſchließlich in einer neuen Anwandlung von Furcht und Eiferſucht enthaupten. Er war bekanntlich angeklagt, einen Verſuch gemacht zu haben, aus der Feſtung mit „Perkin Warbeck“ zu entfliehen. Warbeck behauptete, er ſei der jüngere der Söhne Eduards, welche auf Befehl des grauſamen Königs Richards III. ermordet ſein ſollten. Heinrich hatte ihn gefangen nehmen und in den Tower ſetzen laſſen. Der letzte Plantagenet wurde auf Towerhill enthauptet, Warbeck wurde auf Tyburn gehenkt.

Eine neue, düſtere Zeit iſt für den Tower die Regierung der Tudors, insbeſondere die Regierungszeit Heinrichs VIII. Rom war damals im Zenith ſeiner Verfolgungswuth. Alle Zellen und Thürme des Tower wurden angefüllt mit Schlachtopfern der Prieſter, welche der Ketzerei angeklagt waren. Aber Heinrichs Leidenſchaft zu Anna Boleyn änderte bald ſeine religiöſe Richtung. Während der folgenden zehn Jahre ſchmachteten in den Gefängniſſen des Tower nur diejenigen, welche ſich Heinrichs Anſprüchen, als Haupt der Kirche anerkannt zu werden, widerſetzten. Sir Thomas Moore und der ehrwürdige Biſchof von Rocheſter vertauſchten ihre Paläſte mit den Thürmen des Tower. Der Biſchof war ſchon achtzig Jahre alt. Trotzdem wurde er in der härteſten Weiſe behandelt. „Ich habe weder ein Hemde noch ein Kleidungsſtück anzulegen, außer einigen zerfetzten und elenden Lumpen,“ ſchrieb er dem Lord Cromwell, Heinrichs allmächtigem Miniſter, „auch meine Koſt, Gott weiß es, wie ſchlecht und knapp ſie oft iſt!“ Nochmals wechſelte der wankelmüthige und nur in ſeiner Verfolgungswuth conſequente König ſeine religiöſen Ueberzeugungen. Als er aus Laune ſeine Gunſt

Lord Cromwell entzog, gewann die römiſche Partei über ihn wieder ihren alten Einfluß. Lady Catharina Howard, die Nichte des mächtigen Herzogs von Norfolk, hatte ſeine Leidenſchaft entflammt. Der Stern von Anna Boleyn begann zu ſinken als der König Catharina Howard ſah, und bald vertauſchte die unglückliche Königin den Thron mit dem Gefängniß. „Catharina Howard," ſchrieb damals der franzöſiche Geſandte an den König von Frankreich, „iſt eine Dame von nicht ſo großer Schönheit, wie von bezaubernder und höchſt einnehmender Anmuth." Im Schloſſe zu Windſor iſt noch heute ihr von Holbein gemaltes Bild zu ſehen. Sie hat regelmäßige, höchſt anmuthige Züge, große blaue Augen und roſige Lippen. Auf ihren goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Armbändern trug ſie die Worte: »No other will but his!« („Keines andern Wille, als der ſeinige!") Als Anna Boleyn ihr ſchönes Haupt auf den Block gelegt hatte, wurde Catharina die Gemahlin des Königs. Aber ihr Glück ſollte nicht lange dauern. Sie war ſchlecht erzogen worden. Jung und liebenswürdig, war ſie in dem alten Palaſt ihrer Großmutter, der Herzogin von Norfolk, bei der ſie ihre Jugend zubrachte, ohne ihrem Rang und Stand angemeſſene Geſellſchaft oft allein gelaſſen worden. Sie hatte damals mit mehreren, nichts weniger als ehrenwerthen Mitgliedern ihrer Familie Bekanntſchaft gemacht. Unter ihnen war ein gewiſſer Derham, der, wie er ſich rühmte, dem jungen vierzehnjährigen Mädchen eine ernſte Leidenſchaft eingeflößt. Wie böſe Geiſter drängten ſich alle dieſe Menſchen an Catharina Howard, nachdem ſie Königin von England geworden war, wieder heran, und wurden bald die Werkzeuge ihrer Feinde. Schändliche Verleumdungen wurden verbreitet, der Fehltritt ihrer Jugend wurde dem eiferſüchtigen Könige mitgetheilt. Die Unglückliche war noch nicht zwanzig Jahre alt, als ſie, des Staatsverraths angeklagt, in die Gefängniſſe des Tower geführt

wurde. Sie wurde gefoltert. Die unter den Qualen der Folterinſtrumente erzwungenen Ausſagen waren und blieben die einzigen Beweisgründe für ihre Schuld. Auf dem Platze, wo Anna Boleyns ſchönes Haupt unter dem Beil des Henkers gefallen war, endete auch Catharina Howard ihr Leben, bis zum letzten Augenblick ihre Unſchuld betheuernd und die Ausſagen widerrufend, welche einzig und allein die Tortur ihr entriſſen hatte. Zwei Jahre vor ihrem Tode ſtarb der einſt ſo mächtige Miniſter, Lord Cromwell, auf dem Blutgerüſt zu Towerhill unter derſelben Anklage. Der zunehmende Einfluß ſeiner Feinde bei Hof und die Laune des Königs waren die einzigen Motive ſeiner ungerechten Verurtheilung.

Nach ſeinem Tode war Niemand, der, gleich ihm, die Macht beſaß, das Intereſſe der Reformirten zu ſchützen und ſich den Verfolgungen kräftig entgegenzuſtemmen. Während der letzten Regierungsjahre König Heinrichs VIII. waren die Kerker des Tower mit gelehrten Geiſtlichen überfüllt, welche angeklagt wurden, Anhänger der Reformation zu ſein. Im Jahre 1546 wurde Anna Asbey im Tower erſt gefoltert und darauf in Smithfield verbrannt, weil ſie in einer Unterredung die Lehre von der Transſubſtantiation für irrig erklärt hatte. Eins der letzten Opfer von Heinrichs Schwäche und Tyrannei war die allgemein geachtete Gräfin von Salisbury, die Tochter des ertränkten Herzogs von Clarence und Schweſter des enthaupteten Grafen von Warwick. Es ſcheint, als wenn das Blut der Plantagenet, das in ihren Adern floß, ihr einziges Verbrechen war. Als ſie zum Blutgerüſt auf den grünen Platz vor der Kapelle geführt wurde, weigerte ſie ſich, ihren Kopf auf den Block zu legen. „Verräther mögen dies thun," ſagte ſie, „aber ich bin keine Verrätherin." Es folgte nun eine ſchreckliche Scene, welche damit endete, daß der Scharfrichter die Gräfin an ihren langen grauen Haaren zum Block ſchleppte.

Die lichten Gestalten des „guten“ Herzogs von Somerset und der schönen und edlen Jane Gray schreiten nun durch die düsteren Thürme des Tower, um auf dem Schaffot zum letzten Mal das Licht der Sonne zu erblicken und dann in die schweigende Gruft der St. Peterskapelle hinabzusteigen. Lady Jane Gray war die Enkelin Heinrichs VII., Lord Guilford Dudley hieß ihr jugendlicher Gemahl. Sein Vater, ehrgeizig, unersättlich nach Rang und Macht, bemühte sich nach dem Tode Eduards VI. die schöne und durch ihre Tugenden und liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften allgemein geachtete Enkelin Heinrichs VII. auf den Thron von England zu setzen. Er gründete ihre Ansprüche auf jenes Gesetz, welches der Herzog von Northumberland den König Eduard VII. zu machen bewogen hatte und welches die Rechte der beiden Prinzessinnen Maria und Elisabeth beseitigte. Maria verurtheilte bei ihrer Thronbesteigung beide zum Tode. Lady Jane Gray's schönes Haupt fiel auf dem grünen Platz vor der Kapelle. Lord Guilford starb auf dem Schaffot von Towerhill. Dann füllten unter der Regierung der katholischen Maria wiederum die Glaubensmärtyrer die Kerker. Cranmer, Ridley und Latimer brachten dort ihre letzten Tage zu, bevor sie den Märtyrertod in Oxford starben. Auch die Königin Elisabeth gehörte in dieser Zeit zu den Gefangenen des Tower. Sie wurde dort mit großer Härte behandelt. Die Königin Maria verbot sogar den Kindern, welche sich daran ergötzten, der gefangenen Prinzessin frische Blumen zu bringen, den Zutritt zum Gefängniß. Von den Gefangenen, welche sie in den Tower schickte, werde ich später bei der Beschreibung des Beauchamp- und des Devereuxthurms sprechen.

Die letzte Periode in der Geschichte der Gefängnisse des Tower war die Regierungszeit der Stuart. Sir Walter Raleigh bewohnte lange Jahre das große gewölbte Gemach

im Weißen Thurm, welches jetzt „die Rüſtkammer der Königin Eliſabeth“ heißt. Der Verdacht, an der Verſchwörung theilgenommen zu haben, durch welche die Nichte der Königin von Schottland, Lady Arabella Stuart, auf den engliſchen Thron geſetzt werden ſollte, brachte ihn in den Tower. Auch Lady Arabella Stuart ſtarb dort, vor Gram wahnſinnig geworden. Walter Raleigh brachte nicht weniger als zwölf Jahre im Kerker zu; dann wurde er entlaſſen, um — nach Guinea in Südamerika geſandt zu werden und Goldminen zu entdecken. Nach ſeiner Rückkehr wurde er von neuem in den Tower geſetzt, um bald darauf enthauptet zu werden, wie man ſagt, den Spaniern zu Gefallen, um deren Gunſt König Jacob buhlte, und welche Raleighs Tapferkeit oft auf den Schlachtfeldern beſiegt hatte. Thomas Wentworth, Graf von Stratford, wurde während des langen Streites enthauptet, den König Karl I. mit ſeinem Parlament hatte; ebenſo der Erzbiſchof Laud. Er hatte behauptet, daß die Prärogative des Königs über Alles erhaben ſeien, und war eins der erſten Opfer im Aufbau der engliſchen Freiheit. Während Cromwells Protectorat war der Tower mit denen angefüllt, welche verdächtig waren, die Intriguen und Anſprüche Karls II. zu unterſtützen, und als Karl II. König geworden war, ſtarben auf dem grünen Platze vor der Kapelle alle diejenigen, welche an Karls I. Hinrichtungen theilgenommen hatten. Während Jakobs II. Regierung war der berühmteſte Gefangene des Tower der Herzog von Monmouth. Nach der Schlacht von Sedgemoor gefangen, wurde er in den Tower geſetzt und vierzehn Tage ſpäter auf Towerhill enthauptet. Aber auch das Werkzeug der Tyrannei Jacobs II., der berüchtigte Großrichter Jeffries, wurde nach der Abdankung des Königs in den Tower gebracht und brachte dort ſeine letzten Lebensjahre zu.

In den Jahren 1715 und 1745 machten die verbannten

Stuart ihre letzten Versuche, wieder auf den Thron zu gelangen. Nochmals wurde der Towerhügel der Schauplatz des Schreckens und des Blutvergießens. Eine lange Reihe der Anhänger der Stuart mußte ihre Häupter auf den Block legen. Sir Simon Burley war der erste unter ihnen, die Lords Balmarino, Kilmarnok und Lowat waren die letzten, welche im Tower hingerichtet worden sind. Der Block, auf dem sie ihr Leben endeten, ist noch heute im Weißen Thurm zu sehen. Er ist ganz von Eisen, nach beiden Seiten hin ausgehöhlt.

Welch eine lange und schreckliche Kette von grausamen und blutigen Thaten! Hat ein anderes Staatsgefängniß Europas eine ähnliche Geschichte voll Blut, Mord, Angst und Verzweiflung aufzuweisen? Gewiß nicht! Der Dogenpalast in Venedig steht weit hinter dem Tower in London zurück; und ich habe nur wenige von den vielen Hunderten von Opfern genannt, welche in den Kerkerthürmen des Tower schmachteten und auf dem grünen Platze vor der Kapelle oder auf dem blutbefleckten Towerhügel enthauptet wurden. Wie gesagt, blos mit den Namen könnte ich einen ganzen Band füllen. Und was waren die Ursachen, weshalb die Gefangenen des Tower ihr Haupt auf den Block legten? Sie waren sämmtlich keine Verbrecher; sie starben ihrer politischen und religiösen Ueberzeugungen wegen. Viele starben als Märtyrer der religiösen und politischen Freiheit, und ihre edeln Häupter hat die Geschichte mit dem Lorbeer unvergänglichen Ruhmes geschmückt. Verbrecher in der großen Reihe der Opfer waren nur die, welche aus egoistischen und despotischen Zwecken gegen die Entwickelung der englischen politischen und religiösen Freiheit inspirirt haben. Mit Recht traf sie der Tod durch Henkershand auf Towerhill.

Treten wir nun in den Tower und schauen uns die düstern Stätten der Gefangenschaft, der Folter und des Todes

an! Sie liegen dicht bei einander. Aus dem Beauchampthurm, in deſſen Räumen ſich die Verurtheilten die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung aufhielten, iſt es bis zu dem grünen Platze vor der Kapelle, wo ihre Häupter unter dem Beil des Henkers fielen, nur wenige Schritte. Auch im Dogenpalaſt zu Venedig liegen Kerker, Gerichtsſaal und die Stätten, wo die Verurtheilten ertränkt oder erhängt wurden, nahe beieinander. Wenn man ſich von London dem Tower nähert, bemerkt man, wie ein größeres, inneres Fort der Feſtung weit über die Umfaſſungsmauer mit ihren Thürmen hervorragt. Das Fort iſt der „Weiße Tower“ oder der „Weiße Thurm“. Es iſt das Hauptgebäude im Tower, hat eine Breite von 116 und 96 Fuß, während ſeine Höhe 92 Fuß beträgt, und iſt der Mittelpunkt der Feſtung. Der Normannenkönig Wilhelm der Eroberer baute den Weißen Tower. Drei hohe Stockwerke erheben ſich über den unter dem Fußboden befindlichen geräumigen Gewölben übereinander. Das mit Blei gedeckte Dach hat Wartthürmchen an jeder Ecke. Ein geräumiger Treppengang im nordöſtlichen Winkel des Gebäudes führt durch die verſchiedenen Stockwerke. Eine Mauer, ſieben Fuß dick, theilt die drei Stockwerke in zwei Hälften von unten bis oben hinauf. Die einzelnen Räume ſind von verſchiedener Größe; das größte Zimmer im oberſten Stock wurde zu Rathsverſammlungen benutzt, wenn die Könige von England im Weißen Tower reſidirten. Es iſt ein hoher, alterthümlicher Saal. In dieſem Saal, ſagt man, war der Reichsrath verſammelt, als Richard, Herzog von Glouceſter, Lord Haſtings zur augenblicklichen Hinrichtung vor die Peterskapelle abführen ließ. Ueber der Rüſtkammer der Königin Eliſabeth befindet ſich die St. Johanneskapelle, welche die ganze Höhe vom erſten Stock bis zum Dach hinauf einnimmt — ein Bau der ſchönſten normänniſchen Architectur.

Rund um den Weißen Thurm läuft in faſt viereckiger Geſtalt ein hoher Wall, von eilf runden Thürmen überragt. Der ſtärkſte unter dieſen Thürmen iſt der Beauchampthurm, welcher weit in den großen Raum, der ſich zwiſchen dem Weißen Tower und dem Wall befindet, hervortritt. Innerhalb dieſes Raumes erhebt ſich auch die St. Peterskapelle, ein unſchönes, einfaches Steingebäude, welches aus dem Schiff und einem Seitengebäude beſteht.

Die Thürme auf dieſem Wall enthalten die Gefängniſſe; vor der Kapelle, ungefähr in der Richtung des Beauchampthurmes, ſtand das Schaffot auf grünem Raſen. Eine in den Boden eingefügte Eiſenplatte zeigt noch heute die ſchreckliche Stelle. Aus dem Beauchampthurm ging es zum Schaffot, vom Schaffot in die unterirdiſchen Gewölbe der Kapelle. Dort ruht unter den Steinen des Bodens die ſchöne und tugendhafte Jane Gray, neben ihrem ſchönen Körper die Märtyrer des reformatoriſchen Glaubens. Hier ſchlafen die Herzoge von Norfolk und Northumberland, Sir Thomas Cromwell, der edle Graf von Surrey, der „gute Herzog von Somerſet“, der glänzende Günſtling Königin Eliſabeth's, Robert Devereux, Graf von Eſſex, hier ruhen Anna Boleyn, Catharina Howard und Thomas Moore. Eine ähnliche Grabſtätte hat wohl kein Ort auf der Erde aufzuweiſen. Glanz, Ehre, Reichthum, Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit, Herzoge und Königinnen, Verfolger und Verfolgte, häufig die Richter und ihre Opfer, die Feinde neben den Feinden, viele mit durch die Folter gebrochenen Gliedern, alle ohne Köpfe, die Köpfe zu den Fußenden der Särge! Giebt es eine ähnliche Grabſtätte auf der Erde, wie dieſe Gewölbe, dieſe ſchmuckloſe, mehr wie einfache Kapelle?

Rund um den inneren Wall läuft ein äußerer Wall, ebenfalls mit mehreren Thürmen. Beide trennt ein breiter, tiefer Graben, welcher von der Themſe bewäſſert wer-

den kann. Der Haupteingang in den Tower befindet ſich im ſüdweſtlichen Winkel, wo eine Steinbrücke über den Graben führt. Dieſe Brücke wird von zwei an ſeinen beiden Enden errichteten Thürmen vertheidigt. Wenn man über die Steinbrücke gekommen iſt, erblickt man rechts einen ſtarken Thurm mit einer Waſſerpforte, die den Canal verſchließt, welcher unter dem Wall den Feſtungsgraben mit der Themſe verbindet.

Die Waſſerpforte heißt das „Verrätherthor“. Alle Gefangene, welche zu Schiff auf der Themſe in den Tower gebracht wurden, mußten das Verrätherthor paſſiren. Auch die Königin Eliſabeth, als ſie in den Tower geführt wurde, ſchritt unter dem Fallgitter dieſes düſtern Thores hindurch. Der Eingang in das Innere der Feſtung iſt dem Verrätherthor ſchräg gegenüber durch einen gewölbten Thorweg, welcher in der Zeit König Eduards III. erbaut wurde. Er hat eine Breite von 15 Fuß, während er 34 Fuß lang iſt, welches zugleich die Dicke des Walles iſt. Maſſive Fallgitter, welche wahrſcheinlich aus ſehr alter Zeit ſtammen, verſchließen den Thorweg am Eingang und Ausgang; über demſelben erhebt ſich ein düſterer rechtwinkliger Thurm. Der Thurm heißt der Blutthurm. Sein ſchrecklicher Name ſtammt aus einer Begebenheit in der engliſchen Geſchichte, welche erſt ſeit einigen Jahren aufgeklärt worden iſt. Die beiden Söhne König Eduards ſind in dieſem Thurm erdroſſelt worden. Sie wurden bekanntlich nach dem Tode des Königs der Sorge des Herzogs von Glouceſter, des Bruders ihres Vaters, anvertraut und von demſelben in den Tower gebracht, wo ſie verſchwanden. Die Sage ging, daß ſie im Blutthurm erdroſſelt wurden. Im Thurm ſelbſt iſt jede Spur dieſer That verſchwunden, aber vor einigen Jahren fand man am Fuße des nordöſtlichen Treppenganges am Weißen Tower unter den Steinplatten des Bodens die Scelette zweier Kin-

der. Höchſt wahrſcheinlich waren es die Skelette der ermordeten Söhne König Eduards, von denen die Sage ſchon immer erzählt hatte, daß ſie unter einem Treppengange des Weißen Tower begraben worden ſeien. Verlaſſen wir dieſen ſchrecklichen Thurm und treten wir in den weiten, großen Hof der inneren Feſtung. Der Weiße Tower erhebt ſich mit ſeinen vier Wachtthürmchen an den Ecken des Daches uns gerade gegenüber. Wo wir auch hinblicken, blutige Geſpenſter der Vergangenheit ſteigen überall aus den Schatten der Thürme hervor. Da links der Thurm, der, den Wall mit ſeinem obern Stockwerk überragend, vom Wall bis in den Hof hinabſteigt, das iſt der fürchterliche Beauchampthurm, in deſſen obern Stockwerken die Gefangenen die letzten Tage vor ihrer Hinrichtung zubrachten, nachdem ſie ihren Urtheilsſpruch gehört hatten. Für mich iſt es der entſetzlichſte Thurm im Tower. In ſeinen beiden großen Gemächern wurde weder gefoltert, noch gemordet, wie in den andern Thürmen, aber ſeine Wände ſahen die Hoffnungsloſigkeit der letzten Stunde, die Verzweiflung und die Todesangſt; ſie hörten die ſtillen Seufzer derjenigen, welche nach der letzten Nacht aus der Pforte, welche ſich auf den innern Hof öffnet, hinaustreten ſollten, um auf dem grünen Platz vor der Kapelle ihr Haupt auf den Block zu legen. Da, auf der Ecke des Walles, hinter dem Beauchampthurm, erhebt ſich der Devereuxthurm. Seine Mauer hat eine Stärke von 11 Fuß, während der Durchſchnitt deſſelben nur 19 Fuß beträgt. Robert Devereux, Graf von Eſſex, der Geliebte und Günſtling der Königin Eliſabeth, hat ihm ſeinen Namen gegeben. Seine Laufbahn als Soldat und Staatsmann war glänzend und kurz. Während er Statthalter in Irland war, wurde er in Weſtminſterhall angeklagt, nach dem Thron von England getrachtet zu haben. Er wurde zum Tode verurtheilt. Die Tage ſeiner Gefangenſchaft brachte er in dieſem Thurme zu.

Zwiſchen Rache und Leidenſchaft ſchwankte die Königin lange, ob ſie das Todesurtheil unterzeichnen ſollte. Sie unterzeichnete, und am andern Tage erſchien der ſchöne und ritterliche Eſſex auf dem Platze vor der Kapelle, um unter dem Beil des Henkers zu ſterben. Der Hof des Tower war ganz leer; Eſſex hatte gewünſcht, nicht vor den Augen einer neugierigen Menge zu ſterben. Er hatte das vierunddreißigſte Lebensjahr noch nicht erreicht.

Gehen wir weiter an dem Wall entlang, deſſen Ecke der Devereuxthurm bildet, und der mit dem gegenüber ſich erhebenden Wall, in welchem ſich die große Eingangspforte unter dem Thurm befindet, in paralleler Richtung läuft, ſo kommen wir an dem „Kieſelthurm“ vorüber, den man ſeiner engen Kerker wegen die „Kleine Hölle“ nannte. Die „Kleine Hölle“ exiſtirt nicht mehr. Die Jahrhunderte, welche über ſeine Mauerkrone dahin gerauſcht ſind, haben ihn in Trümmer geſtürzt. Der nächſte Thurm auf derſelben Seite des Walles iſt der „Bogenmacherthurm“, in deſſen düſtern Räumen der tapfere und fröhliche Herzog von Clarence ſeinen Tod in einem Faſſe Malvaſier trank. Der folgende Thurm iſt der „Ziegelthurm“. Die Sage bezeichnet ihn als das Gefängniß der ſchönen Johanna Gray, aber Johanna Gray hat ihre letzten Tage nicht hier zugebracht; ſie befand ſich „in der Wohnung des Meiſters Partrigde,“ eines Beamten des Tower. Vornehmen Frauen, wenn ſie im Tower gefangen gehalten wurden, ward eine Wohnung bei dem Commandanten oder bei einem anderen achtbaren Beamten des Tower angewieſen. Anna Boleyn wohnte in den oberen Zimmern des Palaſtes, im Weißen Tower, nicht in dem Thurm, welcher die andere Ecke des Walles bildet, wie aus einem Briefe des Commandanten, Sir William Kyngeton, aus damaliger Zeit hervorgeht. Der Name Anna Boleyn, den man auch in einer Wand dieſes Thurms, des ſogenannten

Juwelen- oder Martinsthurms, eingekritzelt findet, rührt von einem Gefangenen her, der ihretwegen in diesen Thurm eingekerkert war. Die drei Thürme, deren Mauerzinnen den Wall überragen, welcher die Parallele mit dem Wall bildet, an den sich der Beauchampthurm lehnt, enthielten ebenfalls Gefängnißwohnungen. Welcher Thurm im Tower hat nicht das Seufzen und Stöhnen der Opfer und Märtyrer gehört? Sie heißen der „Constablerthurm", der „Pfeilthurm" und der „Salzthurm". Auf den Wänden des Pfeilthurms sind noch mehrere Inschriften zu sehen; auf der Wand des Zimmers im Pfeilthurm bemerkt man die Linien eines merkwürdigen astrologischen Entwurfs. Er rührt von einem Gefangenen her, der unter der Regierung der Königin Elisabeth wegen Anwendung von Zaubermitteln eingekerkert wurde.

In den palastartigen Räumen des Tower giebt es nur eine Gefängnißwohnung. Sie war in dem Saale, welcher jetzt „Elisabeths Rüstkammer" heißt. Wenn man aus der sogenannten „Pferde-Rüstkammer", welches ein aus dem Jahr 1826 stammender neuer Anbau ist, worin sich neben einer Sammlung interessanter Waffen, Rüststücke und Curiositäten eine lange Reihe geharnischter Statuen zu Pferde befinden, in das erste Stockwerk des Palastes hinaufsteigt, so betritt man einen hohen und langen Saal mit herrlichem Kreuzgewölbe. Der Raum, den das Treppenhaus einnimmt, zeugt von der Dicke der Mauer. Der Saal wird durch drei hohe Fenster erleuchtet, deren Licht nur durch die große Stärke der Mauer, in welcher sie in schiefen Richtungen eingebrochen sind, etwas geschwächt wird. Die Mauern und die Wände zwischen den Fenstern sind mit Gruppen von Lanzen, Schwertern, Piken, Schildern, Flinten, Harnischen und Bildern geziert, unter denen sich viele merkwürdige und interessante Stücke befinden. In der Mitte des prächtigen Saales erblickt man entsetzliche Dinge. Da ist das Scharf-

richterbeil, mit dem Jane Gray enthauptet wurde! Es iſt ein ſchmales Beil mit weit ausgeſchweifter, noch heute ganz ſcharfer Schneide und einem kurzen hölzernen Stiel. Ich konnte es nicht unterlaſſen, mit dem Finger die Stelle zu berühren, welche den ſchönen Hals der Unglücklichen durchſchnitten hatte. Gleich daneben ſteht der eiſerne Block, auf dem die Letzten, welche im Tower unter dem Beil des Henkers fielen, enthauptet wurden: die ſchottiſchen Lords Balmarino, Lowat und Kilmarnock. Es iſt ein gewaltiger Block, nach oben in eine ſchmale Fläche zulaufend, welche ſich nach beiden Seiten hin aushöhlt. Auch ſtehen dort eine Menge Folterinſtrumente, welche auf der Armada erbeutet wurden, Daumenſchrauben, eiſerne Ringe mit nach innen zugehenden Spitzen, welche dem zu Folternden um den Kopf gelegt wurden; Geſtelle von Eiſen, in welche die Beine, Arme und der Rücken des zu Marternden eingeſpannt wurden, um durch Anwendung eines Mechanismus ihm dann auf einmal alle Glieder zu brechen. Dieſer Saal war das Gefängniß Sir Walter Raleigh's während zwölf Jahre, wo er ſeine „Weltgeſchichte" ſchrieb. An der Nordſeite des Raumes befindet ſich eine Zelle in der Mauer, welche 10 Fuß lang und 8 Fuß breit iſt. Das Tageslicht fällt nur durch den Eingang hinein. In dieſer Zelle wurde Sir Walter während der Nacht erſchoſſen. Am Ende des Saals erblickt man Königin Eliſabeth zu Pferde, von einem Pagen begleitet. Am Eingange ſind mehrere Inſchriften in der Mauer zu erkennen. Sie rühren von Gefangenen her, welche in die Rebellion Sir Thomas Wayatt's verwickelt und in dieſem Saale eingekerkert waren. Alle Nachrichten über dieſe Staatsgefangenen fehlen; Sir Thomas Wayatt wurde auf Towerhill enthauptet.

Gehen wir nun den letzten Gang — in den Beauchampthurm. Es iſt der intereſſanteſte Thurm im Tower. Der

letzte Gang aus dem Beauchampthurm war auf das Schaffot. —

Der Beauchampthurm ſtammt noch aus der Regierungszeit König Johann's und Heinrich's III. her, aus der Periode, in der die meiſten Wallthürme errichtet wurden. Man vermuthet, daß der Thurm nach Thomas Beauchamp, Graf von Warwick, benannt worden iſt, der auf Befehl König Richard's II. hingerichtet wurde. Bis zu der Platte, wo das Blutgerüſt des Tower ſtand, ſind von dort nur wenige Schritte, ebenſo wie bis zur Pforte der Peterskapelle, wo der Hingerichtete zur ewigen Ruhe unter das Gewölbe des Fußbodens hinabſtieg. Der Thurm beſteht aus zwei Stockwerken, zu denen man mittelſt einer kreisförmigen, ſteinernen Treppe und enger in der 15 Fuß dicken Mauer eingelegten Durchgänge gelangt. Das im zweiten Stockwerk gelegene Zimmer iſt ohne beſonderes Intereſſe, da ſich da nur einige unbedeutende Geſchichten von Gefangenen, über welche keine Urkunden vorhanden ſind, knüpfen. Der Eingang in das große Zimmer des erſten Stockwerks iſt auf deſſen ſüdlicher Seite. Dieſem Eingange gegenüber befinden ſich zwei kleine Zellen, deren man ſich wahrſcheinlich zur beſſeren Verwahrung der Gefangenen während der Nacht bediente. Die Wände des großen, übrigens hohen und ganz hellen Zimmers ſind mit vielen Inſchriften bedeckt: die Seufzer der Unglücklichen, welche hier ihre letzten Stunden erwarteten. Gleich am Eingange leſen wir den Namen „Marmaduke Neville“, einer von den Grafen Neville von Weſtmoreland, welche zur Regierungszeit der Königin Eliſabeth mit fünfzig anderen Herren des Hochverraths angeklagt und hingerichtet wurde. Ganz in der Nähe befindet ſich das Wappen der Peverel, ein Crucifix, ein blutendes Herz, ein Skelett und das Wort „Peverel“. Ueber dem Kamin bemerkt man den Namenzug Philipp Howard's, Grafen von Arundel. Er wurde enthauptet,

weil er nach der Hand der ſchottiſchen Maria getrachtet hatte. Allen Gliedern der Familie Dudley, welche Jane Gray auf den Thron ſetzen wollte, diente der Beauchampthurm als Gefängniß. Auf der rechten Seite iſt eine Deviſe von der Hand des Herzogs, welcher enthauptet wurde; die Worte „Jane Gray“ in der weſtlichen Vertiefung des Saals ſtammen von Lord Guilford Dudley, dem unglücklichen Gemahl Lady Gray's, der auf Towerhill enthauptet wurde. In dieſer weſtlichen Vertiefung ſind überhaupt eine Menge von Inſchriften. Da ſind die Namenszüge von Dr. John Store, welcher ſich in der Verfolgung der Proteſtanten ſo eifrig zeigte, und den Eliſabeth an den Galgen von Tyburn hängen ließ; ganz in der Nähe die Namen von Arthur und Eduard Poole, welche angeklagt waren, die ſchottiſche Maria wieder auf den Thron haben ſetzen zu wollen. Sie ſtarben beide im Tower. Zwiſchen der nördlichen Vertiefung und dem Eingang zu den Zellen iſt der Namenszug Johann Fitzgerald's, den König Heinrich VIII. zu Tyburn hängen ließ, nebenan der Name Adam Sedbar's, des letzten Abtes von Joreval in Yorkſhire, der ebenfalls an dem Galgen zu Tyburn ſtarb. Von den Namenszügen an der Oſtſeite gewährt der von »Edgermond Radcliffe, 1576. Pour parvenir«, das meiſte hiſtoriſche Intereſſe. Er war der einzige Sohn des Grafen von Suſſex. Jung, ſtolz und Katholik, war er in dem Aufruhr der nördlichen Provinzen gegen Eliſabeth zu Gunſten der ſchottiſchen Maria verwickelt. Dann wurde er flüchtig und wanderte in Spanien und Flandern umher, bis er in das äußerſte Elend gerieth. Er ſchrieb an Lord Burleigh und bat ihn flehentlich, ſich für ihn bei der Königin zu verwenden. Da er jedoch Eliſabeth unerbittlich fand, kehrte er ohne ihre Erlaubniß zurück und wurde in den Tower gebracht. Aus dieſer Zeit ſeiner Gefangen-

ſchaft, der einer neuen Verbannung folgte, ſtammt die Inſchrift und der Seufzer »Pour parvenir«.

In der Nähe des Kamins, nicht weit von dem Namenszuge Dr. Shore's, befinden ſich die Worte »Dolor patientia vincitor. G. Gyfford. August 8. 1856.« Die Inſchrift ſteht in Verbindung mit einer Sculpturarbeit in einem andern Theil des Zimmers, welche das Wappen der Gyfford von Worceſterſhire vorſtellt. Es iſt derſelbe Gyfford, der, zur Leibwache der Königin gehörend, angeklagt wurde, er habe ſie vergiften wollen. Auf der Folterbank ließ er ſich dazu verleiten, die Fragen zu beantworten, welche Lord Burleigh beantwortet haben wollte: wahrſcheinlich iſt er dann ſpäterhin wieder entlaſſen worden.

Wir ſtehen nun wieder draußen vor dem äußern Wall auf Towerhill. Der Towerhügel ſteigt von der Themſe langſam hinan und erhebt ſich gleich hinter dem Tower zu einem großen Plateau. Wer ſieht es heute dem Raſen und den Baumgruppen des Square und ſeinen hohen Häuſern an, welche drei Seiten deſſelben umfaſſen, daß dieſes Plateau Jahrhunderte hindurch einer der ſchrecklichſten Orte in England war? Ströme von Blut ſind hier gefloſſen. Das Beil des Henkers war ebenſo hart wie die Herzen derer, welche hier ihre politiſchen und religiöſen Feinde ihren egoiſtiſchen und fanatiſchen Ueberzeugungen opferten. Der Kampfpreis war auf Towerhill, ſowie auf dem Schaffot vor der Peterskapelle bis zu den Tudors ſelten die politiſche und religiöſe Freiheit; der Kampfpreis war gewöhnlich der Thron von England; jeder, der auf dem Thron ſaß, machte ſeine Feinde durch das Beil des Henkers unſchädlich, nachdem er ihre Anhänger auf dem Schlachtfelde vernichtet hatte. Es war eine ſchreckliche und ideenloſe Zeit. Aber ſeit den Tudors trat ein anderes Element im Kampfe auf, das Princip der religiöſen und bürgerlichen Freiheit. Jetzt fochten die

Streiter für die größten Güter des Lebens, auch auf ihren Fahnen ſtanden andere Deviſen geſchrieben, als die der Häuſer York und Lancaſter, und jeder Tropfen Blut, der jetzt auf dem Towerhügel floß, war der Mörtel zu dem Gebäude politiſcher und religiöſer Freiheit, welches heute der gerechte Stolz jedes engliſchen Bürgers geworden iſt.

## Fünftes Kapitel.

# Nächtliche Wanderungen durch verrufene Quartiere und Straßen.

Newgate. Die Zelle der Verurtheilten. Der Detective. Fountain Tavern. Die Diebe von Golden Lane. Die Swellmobsmen. Die Decker. Die Studien der Taschendiebe. Die Diebeshöhle. Victoria Hall. Mitten unter den Dieben. Die Marienblume. Petticoat Lane, das Judenquartier. Die Unterrocksstraße am Sabbath. Die Einbrecher. Die „Ticket of leave Men". Die Quartiere der unteren Themsegegend. Die Rabenklippe. Das Publichaus der „Ticket of leave Men". Mordhöhlen an der Themse.

Es war in Newgate, in dem berühmten Gefängnisse von Old-Bailey. Der Kerkermeister hatte mich durch die Höfe, Gänge und Zellen geführt, in denen die Untersuchungsgefangenen bis zu ihrer Freisprechung oder — bis zur Verurtheilung zum Galgen oder zur Deportation detinirt werden. Das Innere des »gaol of Newgate«, wie das Gefängniß in der englischen Acten- und Geschäftssprache heißt, entspricht ganz und gar seinem Aeußeren. Colossale Mauern, düstere Höfe, schwere Eisengitter, die Fußböden noch mit Eisenplatten durchschossen, um das Durchbrechen unmöglich zu machen, einige hundert Zellen neben einigen größeren, zur gemeinsamen Detention bestimmten Räumen. — Welch eine Reihe schrecklicher Erinnerungen aus den seit mehr wie hundert

Jahren in London verübten Verbrechen knüpft sich an diese Gänge, Höfe und Zellen! Die Namen aller gefährlichen Verbrecher kann man hier wiederfinden. In einer düsteren Gallerie, rings von hohen Mauern umschlossen, nach oben mit einem durchbrochenen Eisengitter bedeckt, liegen sie sämmtlich begraben, die Mörder, die Räuber, die Einbrecher, die »ticket of leave men«, welche an den Galgen gehängt wurden, der bei jeder Hinrichtung vor der Thür des Gefängnisses neuerdings aufgerichtet wird. Schwere Steinplatten bedecken die Särge, der Boden ist an mehreren Stellen eingesunken. An dem Kopfende jedes Sarges bezeichnet ein in die Mauer roth eingemeißelter Buchstabe den Namen des Verbrechers, der in dem mit Kalk ausgefüllten Sarge schnell in Verwesung übergeht.

Wir treten in die Zelle, wo die Verurtheilten die letzte Nacht zubringen, bis die Glocken von St. Pauls sie zur Hinrichtung vor das Thor von Newgate auf den kleinen Platz vor Old-Bailey rufen. — Es war eine düstere, äußerst einfache Zelle, welche ihr Licht aus einem kleinen Hofe durch ein enges vergittertes Fenster erhielt. Die Wände waren ganz kahl. In dem Augenblicke, als ich die Zelle des Verurtheilten betreten wollte, wurde der Kerkermeister abgerufen. Er kehrte nach einigen Minuten zurück in Begleitung eines Mannes in den vierziger Jahren, mit klugem intelligentem Gesicht, in bürgerlicher Tracht. Er sagte mir, daß er durch die Ankunft neuer Gefangenen abgerufen werde, sein Begleiter würde meine weitere Führung übernehmen. Er sei einer der besten Detectives der City-Polizei, und kenne das Gefängniß und die Geschichte aller Verbrecher, welche in der Zelle der Verurtheilten die letzte Nacht bis zu ihrer Hinrichtung zugebracht hätten, ebenso gut, vielleicht besser wie er selbst. Dann ging er, und der Detective betrat mit mir die Zelle der Verurtheilten.

Der Wechsel in der Person meines Begleiters kam mir außerordentlich gelegen. Seit vierzehn Tagen hatte ich die Bekanntschaft eines Detectives gesucht, welcher mich bei einer Nachtwanderung durch die verrufensten Quartiere von London, die ich beabsichtigte, begleiten sollte. Freund Max Schlesinger hatte mir zwar bereits eine solche Person zugewiesen, aber schließlich war sie zur Verfolgung eines gefährlichen Diebes, welcher nach der Beendigung der Saison London verlassen hatte, um die Country mit seinem Besuche zu beglücken, verreist, und der Tag der Beendigung der Expedition war nicht abzusehen. Schon wollte ich mich direct mit der Bitte, mir einen Begleiter auf meiner beabsichtigten Nachtwanderung zuzuordnen, an die City-Polizei wenden — da kam mir der heutige Zufall im »gaol of Newgate« recht gelegen. Ich sah mir meinen Mann an. In seinem Aeußeren hatte er nichts, was an einen so gefürchteten Feind der Einbrecher, der Mörder und der Diebe erinnern konnte. Von Mittelgröße, behäbiger Gestalt, freundlichen, angenehmen Zügen, blond, mit glattrasirtem Gesicht, klugen blauen Augen, glich er weit mehr einem wohlhabenden Bürger aus Cheapside oder Fleetstreet, als einem Mitglied der geheimen Polizei in London.

Wir traten in die Zelle der Verurtheilten. Mein Begleiter nannte mir die Namen aller derer, welche seit den letzten fünfzig Jahren hier die letzte Nacht ihres Lebens zugebracht hatten, und erzählte mir eine Reihe fürchterlicher Dinge, welche von Thränen, Blut und Schmutz trieften. Seine Schilderung war gewandt, lebendig, voll Kenntniß des niedrigsten Londoner Lebens und seiner heimathlichen Stätten und Höhlen. Ich sah sie im Geiste alle an mir vorüberschreiten, welche aus diesem kahlen Raume zum letzten Gange vor das Thor von Newgate seit einem halben Jahrhundert abgeholt waren. Da stand noch die schmale Bank

mit Eisenklammern an die Wand geschmiedet, auf der sie zum letzten Male gesessen, da der kleine in den Boden gefugte Tisch, an dem sie die Henkersmahlzeit verzehrt hatten; dort in der Ecke stand die Bettstatt, in der sie die letzte Nacht auf Erden geschlafen hatten, von dem Frühroth träumend, welches sie zum Galgen rufen sollte; dort an der Wand war ein hölzernes Gestell befestigt, auf dem die Kämme zur letzten Toilette, der zinnerne Becher zum letzten Trunk, ein zinnerner Teller neben dem Gebetbuch lagen. Ich nahm das Gebetbuch in die Hand. Der Deckel und die Ränder waren abgegriffen und schmutzig. Schaudernd legte ich es wieder hin. Der Gedanke, daß es Alle, welche an den Galgen von Newgate gehängt waren, in ihren von Mord und Raub befleckten Händen gehalten hatten, machte mich schaudern. Da standen auch die beiden Stühle für die Wächter, welche die letzte Nacht mit dem zum Tode Verurtheilten in der Zelle zubringen. Eine fürchterliche Nachtwache! —

Als wir das Gefängniß von Newgate verlassen hatten, sprach ich mit meinem Begleiter von meinem Wunsche, in einer Nacht die verrufensten Quartiere von London zu durchwandern. Bereitwilligst ging er auf meinen Wunsch ein. Er gab mir seine Karte, bestimmte mir die sechste Abendstunde am folgenden Tage als die Zeit, wo er mich treffen wollte, und als Ort eine mir bekannte Taverne in der Nähe von Golden Lane im östlichen Theile der City. Auf meine Frage, ob ich Waffen mitbringen sollte, meinte er, es sei nicht nöthig. Wenn wir in die Gefahr geriethen, eine Waffe zu gebrauchen, sei dieselbe auch schon unnütz. Ich sollte nur möglichst schlechte Kleider anziehen und Uhr, Ringe oder Busennadel zu Hause lassen.

Während wir uns nun zur nächsten Nachtwanderung in die verrufensten Quartiere von London rüsten, will ich dem

Leſer auf ſeine wahrſcheinlich bereits erhobene Frage antworten: Was iſt ein Detective?

Der Schöpfer der heutigen Londoner Polizei iſt Sir Robert Peel. Bis zum Jahre 1828 war die Sicherheit der Rieſenſtadt an der Themſe den »parochial watchmen« anvertraut. Sie ſahen aus, wie die Nachtwächter in kleinen deutſchen Städten, trugen lange Röcke und große Stäbe, ſchliefen bei Tage und gingen bei Nacht in den Straßen Londons ſpazieren, riefen die Stunden aus und ſangen vom Wetter und von der Sicherheit der Stadt, um die ſie ſich in ihren Schilderhäuſern und in den Bierkneipen äußerſt wenig bekümmerten. Sie waren, wie unſere heutigen Nachtwächter, der Spott der Jugend und der Nachtſchwärmer. Man zerbrach ihre Stäbe und ihre Laternen, und prügelte ſie bei Gelegenheit ordentlich ab. Die Reorganiſation der Polizei wurde für London täglich eine dringendere Nothwendigkeit; trotzdem ſtieß Robert Peel mit ſeinem neuen Inſtitut der „Policemen“ überall auf Widerſtand. Nicht mit Unrecht fürchtete man von der neuen Polizei für die perſönliche Freiheit. Es gab hie und da gewaltige Conflicte. Die „Policemen“ wurden verhöhnt, man nannte ſie „Bobbies“ und „Peelers“; bei mehreren Gelegenheiten entſtanden zwiſchen dem Volke und den „Peelers“ Zuſammenſtöße, in denen die Letzteren maſſenhaft geprügelt, verwundet und todtgeſchlagen wurden. Dieſe Befürchtungen haben ſich indeß im Allgemeinen nicht realiſirt; nur hie und da iſt die neue Polizei zur Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit und des Briefgeheimniſſes von dem Königlichen Obercommiſſair der Metropolitain-Polizei gemißbraucht worden. In der Preſſe und im Parlamente erhob ſich aber in den mir bekannten Fällen ein ſo gewaltiger Lärm, daß man ſchleunigſt von derartigen Verſuchen wieder abſtand. Nach und nach gewöhnte man ſich an die neue Schöpfung, begriff ihre Nothwendigkeit für

die Sicherheit der immer riesenhafter heranwachsenden Stadt, und jetzt betrachtet man in den englischen Städten die Polizei als das, was sie in England wirklich ist, als die Behörde, welche für die Sicherheit der Person und des Eigenthums wacht.

Die Londoner Polizei theilt sich in zwei große Körperschaften, in die Metropolitain-Polizei und in die City-Polizei. Die erstere steht unter einem Königlichen Obercommissair, die letztere unter dem Lord-Mayor der City. In ihrer äußern Erscheinung, blauer Frack mit langen Schößen, blaue Hosen, runden Filzhut mit Wachstuchdeckel, Kautschuckragen zum Schutz gegen das Regenwetter, und im Winter ein langer grauer Paletot, gleichen sie sich vollkommen; nur trägt der City-Constable im Kragen seines Fracks und in der mit rothen Streifen versehenen Dienstbinde um den Arm das Wappen der City, ein rothes, stehendes Kreuz auf weißem, herzförmig gestalteten Grunde. Als einzige Waffe führt der Constable einen mit Blei gefüllten Knittel, der nur in Fällen der Gefahr aus der Tasche seines linken Frackzippels zum Vorschein kommt, während der Nacht kommt dann zu dieser Ausrüstung noch das sogenannte „Ochsenauge", eine kleine Blendlaterne, welche an einem Riemen um den Leib befestigt wird. Nach Angabe des Dr. Wynter in seinem interessanten Buch: »Curiosities of civilization« besteht die Metropolitain-Polizei aus 5745 Mann, welche von Superintendenten, Inspectoren und Sergeanten beaufsichtigt ist und befehligt werden. Die Polizeimacht der City besteht aus nur 565 Mann, welche ebenfalls in ihrer Gliederung nach Oben unter einem Superintendenten, dreizehn Inspectoren, zwölf Stationssergeanten und siebenundvierzig Sergeanten stehen. Diese 6308 Constable's haben die Sicherheit von mehr wie 400,000 Häusern und einen District von über 90 englischen Quadratmeilen zu bewachen. Die

Sicherheit der Themſe wird von einer beſonderen Diviſion beaufſichtigt, welche »Thames-Police« heißt. Die Londoner Polizei hat alſo nicht wenig zu thun, um ſo mehr, als ſich in London über 8000 bekannte Diebe und Einbrecher befinden. Trotz alledem iſt die Sicherheit vielleicht in keiner Stadt der Welt ſo groß, wie in London. Das kommt daher, weil ſich die dortige Polizei mit ihrer eigentlichen Aufgabe ganz und gar beſchäftigt, mit der Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, und nicht zu politiſchen Zwecken gemißbraucht wird, wie auf dem Continent. Die Polizei iſt in London deshalb auch weder verhaßt, noch verachtet. Auf dem Continent ſchaudert man vor „der geheimen Polizei“ zurück, in England iſt ſie geachtet und ſogar populär. Die Perſonen, aus denen die „geheime Polizei“ beſteht, ſind eben jene „Detectives“.

Das Corps der „Detectives“ beſteht nach Dr. Wynters Angabe aus drei Inſpectoren, neun Sergeanten und 108 Policemen, welche immer zu ſechs den anderen Polizei-Diviſionen beigeordnet werden. Man nennt ſie auch »plain-cothes-men«, weil ſie keine Uniform tragen, ſondern immer in bürgerlicher Tracht erſcheinen. Sie haben ein mühſames und unruhiges Tagewerk; denn ſie ſchaffen das Material, auf Grund deſſen die Polizei und die Gerichte ſich gegen die Verbrecher in Thätigkeit ſetzen. Sie ſpüren dem Verbrechen nach, ſuchen und verfolgen ſeine erſten Spuren, ſtellen den Thatbeſtand der Perſon und der Sache feſt, und übergeben ſodann den Thatbeſtand der Polizei und den Gerichten, um von Neuem ihre Maulwurfsarbeit zu beginnen, von der ſie niemals Ruhm, aber immer Mühe und Arbeit erndten. Jeder von ihnen hat ſeine Specialität, gerade wie die Verbrecher, denen ſie nachſpüren. Der eine wird gegen die Taſchendiebe, der andere gegen die Einbrecher, ein dritter gegen die Falſchmünzer, ein vierter gegen die Induſtrieritter verwendet,

und gerade weil jeder seine Specialität hat, erwirbt er sich nach und nach eine vorzügliche Personen- und Sachkenntniß, die der gefährdeten Bevölkerung zu gute kommt. Die professionellen Verbrecher kennen die Detectives ebenso genau, wie die Detectives die Specialitäten unter den Verbrechern. Der Taschendieb erkennt plötzlich, als er eben im Begriff ist, die Tasche des neben ihm im Omnibus sitzenden Gentlemen zu leeren, in dem Geistlichen im schwarzen Rock und weißer Halsbinde, der auf der andern Seite des gefährdeten Gentlemen sitzt, einen Detectiven. Seine Hand befindet sich bereits in der hinteren Rocktasche und hat das seidene Taschentuch schon erfaßt; er läßt das Taschentuch fahren und will den Arm zurückziehen, da faßt ihn von der andern Seite die Hand des Geistlichen, — und er ist verloren. — In der Nähe von London ist eine Thierschau, ein Wettrennen. Eine ganze Gesellschaft von Taschendieben hat ihre Höhlen von »Seven dials« verlassen, um auf der Thierschau, bei dem Wettrennen ihrer Kunst nachzugehen. Mit demselben Eisenbahnzuge verlassen einige Detectives London. Einer trägt den schwarzen Rock des Bürgers aus der City, ein anderer den blauen Frack des Pachters, ein dritter hat die rothe Jacke des Soldaten angezogen und die Interimsmütze schief auf den Kopf gesetzt, ein glänzender schwarzer Schnurrbart bedeckt heute seine sonst bartlose Oberlippe. Sie sind sämmtlich am Ort ihrer Bestimmung angekommen, die Diebe und die Detectives, und mischen sich unter die anwesenden Zuschauer, die Einen, um die Taschen der Anwesenden zu leeren, die Andern, um den Dieben aufzupassen. Im Moment, wo das Verbrechen begangen werden soll, ist es auch schon vereitelt. Plötzlich erkennen die Verbrecher in dem Sergeanten, in dem Pachter und in dem ehrsamen Handwerker ihre gefährlichsten Feinde. Sie wollen sich aus dem Staube machen, aber es ist zu spät. Mit dem nächsten Eisenbahn-

zuge werden sie nach London zurückgebracht, um in einem Zuchthause auf lange Zeit ihr weiteres Quartier zu finden.

Scotland-Yard ist das Centralorgan für die Londoner Polizei. Jedem Fremden, der längere Zeit in London lebte, ist Scotland-Yard ein Ort von wohlbekanntem Klange. Dort sind täglich Polizeibeamte bereit, Klagen und Mittheilungen des Publikums anzuhören und entgegen zu nehmen. In einem Zimmer sehen wir Schreiber an den Polizeimeister Berichte abfassen und Rapporte abstatten; in einem andern sind Policemen beschäftigt, die Morgenblätter und Provinzialzeitungen zu studiren, um zu erfahren, welche Diebe von den Polizeihöfen kürzlich abzuurtheilen sind; in einem dritten Zimmer liest ein Inspector den Ordonnanzen aller verschiedenen Abtheilungen einen Befehl des Obercommissairs vor, welcher der gesammten Mannschaft mitgetheilt werden soll; ein viertes Zimmer ist lediglich für die geheime Polizei, für die Detectives bestimmt. Ein besonderer Raum ist den fremden Detectives vorbehalten, welche die Aufgabe haben, die schlechten Subjecte, welche aus dem Auslande kommen, um in London Geschäfte zu machen, zu überwachen. Auch sämmtliche in London verlorenen und gefundenen Gegenstände werden in Scotland-Yard angemeldet und niedergelegt. Seidene Regenschirme, Stöcke mit goldenen Knöpfen, Ringe, Busennadeln, Hundert-Pfundnoten werden hier aufbewahrt. Ferner sind dort die Bureaus für die Baupolizei und für die Polizei, welche lediglich mit der Beaufsichtigung der Kutscher und Omnibusconducteure beschäftigt ist.

Es schlug gerade sechs Uhr am Thurme von St. Pauls, als ich mich zu dem besprochenen Rendezvous mit Mr. John Baker — so war der Name des Detectiven — in der Taverne zur Quelle einfand. Es war Nebelwetter und fing bereits an, dunkel zu werden, obschon wir uns noch im Monat August befanden. Der Abend war ganz zu einer Wan-

derung durch die verrufenen Quartiere und Straßen der großen Stadt geeignet. Die Häuser sehen noch rußiger und finsterer aus, wie gewöhnlich. Ich hatte den schlechtesten Rock angezogen, den ich in meiner Reisegarderobe vorfand. Meinen kleinen damascirten Dolch, der mich bei so mancher gefährlicher Expedition begleitet hat, hatte ich aus Vorsicht in die Tasche gesteckt. Mr. John saß bereits im hinteren Zimmer der Taverne, welches nach einem engen Hofe hinausging, bei einem zinnernen Krug Porter wartend. Ich ließ mir ebenfalls einen Krug Porter geben und besprach mit ihm die Tour, welche wir zu machen beabsichtigten. Er schlug mir vor, zuerst Golden Lane, eines der verrufensten Diebsquartiere, zu besuchen, dann in Victorial-Hall, einem Versammlungs- und Vergnügungsort junger Diebe einzukehren, ein Boxerhaus anzusehen, dann Petticoat Lane und seine Seitengassen, den Wohnsitz der Juden in London, zu durchstreifen und gegen Mitternacht in die verrufenen Quartiere am Wasser, welche noch unterhalb Londonbridge und des Themsetunnels liegen, hinabzusteigen. Vor zwei bis drei Uhr Morgens, meinte der würdige Mr. John, werden wir mit unserer Tour wohl nicht fertig werden.

Wir nahmen unsere Hüte und verließen das kleine Hinterzimmer in der Taverne zur Quelle, wo der Wirth gerade beschäftigt war, ein Feuer im Kamine anzumachen. Draußen war der Nebel in einen feinen Sprühregen übergegangen. „Also zuerst nach Golden Lane," sagte der Detective, als wir neben einander in eine schmale Seitengasse einbogen.

„Wir sind bereits in Golden Lane," sagte der Detective, als ich ihn auf das verdächtige Aussehen der Häuser aufmerksam machte, „in dieser und in der anstoßenden Nebenstraße wohnen fast nur Diebe mit ihrem Anhängsel." Auf die gerade nicht schmale Straße, welche wir in ihrer Länge durchschritten, mündeten viele Höfe und Gänge, winkelig,

klein und ſchmutzig, welche in andere Straßen führten. Die Höfe, die Gänge, die Häuſer, die Bevölkerung, Alles hatte einen verkommenen Anſtrich. Es iſt merkwürdig, wie in London oft der Charakter der Quartiere wechſelt, ſobald man nur die großen Verkehrsadern, wie Oxfordſtreet, Holborn, Tottenham-Court-Road verläßt und rechts oder links in eine Seitengaſſe einbiegt. Alles iſt plötzlich anders, Häuſer, Läden und Menſchen. Hier lag der Schmutz überall auf den Höfen und auf der Straße; der Kehrbeſen ſchien ein nicht gekanntes oder wenigſtens unnützes Werkzeug der Reinigung zu ſein. Ein langer Streif von vegetabiliſchen Ueberreſten zog ſich in ihrer ganzen Länge durch die Straße. Eine Menge Kinder und Weiber, meiſt in zerlumpten Kleidern, trieb ſich umher; die Männer, welche uns begegneten, waren von nichts weniger wie einnehmendem Ausſehen. Es iſt nicht wahr, wenn behauptet wird, daß die Diebe in London ſich nicht mehr in beſtimmte Quartiere und Straßen einniſten; die Unterſuchungen, welche die Polizei ſeit der neueſten Zeit hierüber anzuſtellen mehrmals Gelegenheit hatte, haben gerade das Gegentheil ergeben. Ein Geiſtlicher erzählt darüber in einem vor zwei Jahren im Cornhill-Magazine abgedruckten Aufſatze wunderbare Dinge. Golden Lane iſt ein Diebsquartier in demſelben Sinne, ebenſo ein beſtimmtes Straßennetz in Seven-dials und die Umgegend von Ratcliffe Highway in der unteren Themſegegend. Die Diebe bezahlen eine hohe Miethe und bezahlen ſie regelmäßig, damit ſie von den Hauseigenthümern dort, wo ſie ſich eingeniſtet haben, nicht vertrieben werden. Oft wiſſen die Umwohnenden Monate lang gar nicht, daß ſich eine Diebesgeſellſchaft unter ihnen eingeniſtet hat, bis irgend ein Scandal oder eine große Prügelei, die unter den Dieben ſelbſt ausbricht, die Sache zur Kenntniß der Polizei bringt. Unangefochten gelangten wir durch mehrere Höfe und enge Gaſſen. Obſchon der feine Sprüh-

regen immer noch anhielt, schien sich die ganze Bevölkerung hier im Freien umherzutreiben. Ich bemerkte deutlich, daß mein Begleiter zwei vorübergehenden Männern einen Blick zuwarf. Er kannte sie. Es waren berüchtigte professionelle Taschendiebe. Die beiden Diebe lächelten. Um ihren Mund trat ein Zug hervor, der da sagen zu wollen schien: „Wir sind ganz sicher; wir kennen dich, du bist der Detective John B....“ Die Diebe kannten den Detectiven, der Detective die Diebe. Als wir aus einem schmalen Gang in eine breitere Gasse traten, blieb mein Begleiter vor einem Hause von unheimlichem Aeußeren stehen. „Dies Haus ist ein berüchtigtes Diebsquartier,“ sagte er zu mir, „lassen Sie uns hineingehen, wollen doch sehen, ob in dem Nest Jemand darin ist.“ Dann winkte er einen vorübergehenden Policeman noch heran und mein Begleiter sprach mit ihm einige Worte, die ich nicht verstand. Dann nickte der Policeman und ging hinter uns her. Das Haus war nicht verschlossen, die Thür führte auf einen Gang. Aus dem Gange traten wir in einen düstern winkligen Hof. „Die Sache scheint Ihnen wohl gefährlich,“ sagte ich zu dem Detective, „ich meine nur, weil Sie den Policeman herangerufen haben?“ —

„Nun, es ist jedenfalls besser so; es ist auf alle Fälle. Die da drinnen, wenn überhaupt Jemand drinnen ist, sind »Ticket of leave-men«, Einbrecher gefährlicher Sorte. Haben Sie keine Sorge!“ —

Wir gingen quer über den Hof. Der Detective öffnete eine hölzerne Thür, welche nur eingeklinkt war. Er schien die Räumlichkeiten hier genau zu kennen. Dann schloß er die Thür von Innen. Der Policeman blieb draußen als Wache. Wir standen auf einem kleinen Flur. Ich hörte, wie der Detective eine zweite Thür öffnet. Ein Feuerschein glitt plötzlich über den Flur. Der Feuerschein kam aus

einem Kamin, in dem ein luſtiges Holzfeuer brannte. Wir traten in eine Stube von höchſt unheimlichem Ausſehen.

Ein Tiſch ſtand inmitten des düſtern Raumes, der nur durch das Kaminfeuer erleuchtet wurde. Der Tiſch war mit Bierkrügen und Branntweinflaſchen bedeckt. Neben den Flaſchen ſtanden Reſte von Fleiſch, Käſe und Brod. An drei Wänden der Stube liefen braune Bänke in ihrer ganzen Länge umher. Der Fußboden der Stube war ohne Decke, die Wände waren ganz kahl.

Als wir eintraten, erhoben ſich von den Bänken drei Geſtalten. Es waren Männer von höchſt unheimlichem Ausſehen. Zwei ſchienen geſchlafen zu haben, der Dritte rauchte eine Pfeife ſtinkenden Tabacks. Alle drei ſtarrten uns einen Moment, wie es mir ſchien, erſchreckt an. Sie ſchienen meinen Begleiter zu erkennen. Dann nahmen die Geſichter der Kerle wieder einen völlig gleichgültigen Ausdruck an. Zwei legten ſich brummend wieder nieder. Der Dritte blieb, aus der Pfeife Dampfwolken vor ſich hinblaſend, in ſeiner ſitzenden Stellung. Mein Begleiter fragte ihn nach der Wohnung mehrerer von ſeinen Kameraden, welche in Golden Lane wohnen ſollten. Er erwiderte, daß er davon keine Kenntniß habe, den einen kenne er gar nicht, der andere ſolle in Whitechapel wohnen. Dann lächelte er verächtlich und legte ſich ebenfalls wieder der Länge nach auf die Bank, in das lodernde Feuer des Kamins ſtarrend. Ohne weiteren Gruß verließen wir die Stube; auf dem Hofe ſtand der Policeman bereit, uns auf den erſten Wink zu Hülfe zu kommen. Ich war froh, wie ich wieder aus dem unheimlichen Hauſe war und draußen auf der Straße ſtand. Als bei dem flackernden Feuerſchein ſich die drei Kerle von ihren Bänken aufrichteten, hatte ich unwillkührlich in die Taſche gefaßt und das Heft meines Dolches ergriffen. Die ganze Umgebung, die Kerle, der dunkle Hof, die Stube voll Dunſt

und Tabacksqualm, das lodernde Holzfeuer, der draußen zu unserer Hülfe bereite Policeman, alles das trug so den Charakter einer Diebeshöhle, wie sie in englischen Romanen geschildert wird, daß Niemand mir den plötzlichen Anfall von Schrecken, den ich empfand, übel nehmen wird.

Der Policeman hatte sich wieder entfernt; das Wetter war etwas besser geworden, obschon die Dunkelheit zugenommen hatte. In dem Nebel hatten alle Gasflammen einen rothen Hof. Wir bogen in eine breitere Straße ein. Wir waren immer noch in Golden Lane.

„Was waren das für Kerle?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Es waren »ticket of leave-men«, gefährliche Einbrecher,“ erneuerte er.

Das Ticket of leave-System ist ein sehr gefährliches, wird aber, trotzdem daß die Polizei mit demselben sehr üble Erfahrungen gemacht hat, in England fortwährend angewandt. Es besteht bekanntlich darin, daß, wenn Verbrecher, welche zur Strafe in die Colonien deportirt sind, sich einige Jahre gut verhalten, sie einen Entlassungsschein, ein »ticket of leave« erhalten. Dieser Entlassungsschein berechtigt sie, nach England zurückzukehren, um dort ein anderes und besseres Leben anzufangen. Sie werden freilich von der Polizei scharf beaufsichtigt; das geringste Verbrechen führt sie in die Strafcolonie zurück. Dennoch ist das System ein sehr gewagtes, welches die Sicherheit des Publicums außerordentlich gefährdet. Der große Zug von Humanität, welcher durch das ganze englische Strafsystem geht, und den ich überall in den englischen Zuchthäusern, Correctionsanstalten und Gefängnissen wieder gefunden habe, ist gewiß anzuerkennen; — aber in dem ticket of leave-System hat er unbedingt zu weit gegriffen. Man denke sich, daß dies System die gefährlichsten Verbrecher in den Kreis der menschlichen Gesellschaft zurück-

führt und die Gesellschaft den größten Gefahren aussetzt, bis ein neues Verbrechen, oft ein Mord, wenigstens ein Einbruch sie von dem gefährlichen Subject dann freilich für immer befreit. Man darf mit der Humanität auch nicht auf Kosten und Gefahr des Lebens und der Sicherheit Anderer Experimente machen. Das ticket of leave-System ist ein solches Experiment. Die Garotteurs, welche noch vor Kurzem die Straßen Londons Abends und in der Nacht unsicher machten, — sie sind keine Fabel und keine Erfindung aufgeregter Phantasie, sondern eine schreckliche Wirklichkeit gewesen.

Die Einbrecher, welche plötzlich bei der Nacht, Kreppmasken vor dem Gesicht, das Messer in der Hand, in den Schlafzimmern Londoner Häuser erscheinen, Straßenräuber, welche mehrmals an hellem Tage mitten in einer belebten Straße Raubanfälle auf Vorübergehende gemacht haben, alle diese gefährlichen Subjecte sind meistens ticket of leave-Männer, welche trotz aller Zeugnisse ihres Wohlverhaltens, die sie mit über das Meer bringen, plötzlich wieder in ihr altes Lasterleben zurückfallen. „Einmal ein Dieb, immer ein Dieb" ist ein nur zu wahres Sprüchwort.

Mein Begleiter, mit dem ich darüber sprach, als wir Golden Lane weiter durchstreiften, war ganz derselben Ansicht und sagte mir, daß die ticket of leave-Männer der Detective Police die meiste Sorge machten, indem bei ihnen eine beständige Ueberwachung nothwendig sei. —

„Hier kommen wir nun in den Bereich der Taschendiebe aller Art, der sogenannten „Swellmobsmen", sagte er. „Alle Häuser, welche Sie hier sehen, sind von ihnen bewohnt. Sie theilen sich selbst in verschiedene Classen, welche besonders bei der Ausübung ihrer „Kunst" hervortreten. Eine besondere Classe ist die der „Decker". Die „Decker" stehlen selbst nicht, sie sind nur dazu da, um den Diebstahl zu begünstigen.

Sie verursachen Stockungen im Gedränge, suchen die Aufmerksamkeit ihres Opfers auf irgend einen Gegenstand zu richten, während der Swellmobsmen ihm die Taschen ausräumt, knüpfen im Omnibus Unterhaltungen an, um ihren Genossen, der sich an die andere Seite des zu Bestehlenden setzt, Zeit und Raum zu seinen Untersuchungen zu geben, suchen auf der Straße oder im Wirthshaus die Aufmerksamkeit des nichts ahnenden Fremden zu fesseln, kurz, sie sind die Begünstiger der Taschendiebe in jeder Art und Weise und nach allen Richtungen hin. Sehr oft übernehmen auch Frauenzimmer die Rolle der „Decker", während Kinder den Diebstahl ausführen. Die kleine Hand der Knaben eignet sich besonders gut zum Untersuchen und zum Ausräumen der Taschen. Die Kirchen, das Theater, die Marktplätze sind bei ihnen besonders als Schauplätze ihrer Thätigkeit beliebt. Auch die Omnibus und die Eisenbahncoupés sind für sie sehr passende Plätze. Gewöhnlich „arbeiten" auch dort zwei. Meistens treten die Taschendiebe in sehr feiner Toilette auf. Es liegt ihnen daran, in ihrem Aeußern den Gentlemen zu zeigen, um weniger oder gar keinen Verdacht zu erregen. Die „Kunst" wird von ihnen besonders erlernt, oder anderen, vorzüglich Kindern, beigebracht. In diesen verrufenen Quartieren giebt es eine Menge Kinder, welche Niemanden, oder Dieben und Verbrechern, welche sich im Gefängnisse befinden, angehören. Sie sehen ja hier auf der Straße wie viel Kinder sich umhertreiben. Diese Kinder werden förmlich zum Geschäft des Taschendiebstahls angelernt. Die Polizei hat in einem abgelegenen Hofe in St. Giles kürzlich eine solche „Akademie" aufgehoben. Die ersten Versuche wurden dort an hölzernen, bekleideten Puppen gemacht, in der weiteren Ausbildung der Kinder wurden dann lebende Personen verwendet. Aber nehmen Sie doch Ihre Rocktaschen in Acht. Sie haben doch nichts in der hinteren Rocktasche?"

Ich griff unwillkührlich nach meiner hinteren Rocktaſche. Vor wenigen Momenten waren mehrere Knaben, welche mit einander zu ſpielen ſchienen, in mir verdächtiger Weiſe mehrmals hinter mir vorbeigelaufen. Das Taſchentuch war richtig fort.

Mr. John lachte, als ich ihm meinen Verluſt berichtete. „Ein Engländer ſteckt in London niemals etwas in die hintere Rocktaſche," ſagte er, „nun, vielleicht wird uns in der nächſten Straße Ihr Taſchentuch zum Verkauf angeboten."

Verwundert ſah ich meinen Begleiter an.

„Nun ja," ſagte er, „der Fall kommt hier nicht ſelten vor."

Wir betraten jetzt eine breite hellere Straße. Die ganze Umgebung ſah anders aus. Der Charakter der Häuſer, der Läden, der Menſchen, welche uns begegneten, war zutrauen-erweckender. Die Kinder und die zerlumpten Weiber waren verſchwunden. Wir kamen an einer alten Kirche vorüber. Die Londoner Kirchen zeichnen ſich, außer St. Pauls und Weſtminſter Abtei, gerade nicht durch geſchmackvolle Bauart aus. Auch dieſe Kirche, deren dicker Thurm hoch in den Nachthimmel hinaufragte, war in ihrer Bauart ſchwerfällig und geſchmacklos. „Wir ſcheinen Golden Lane verlaſſen zu haben," äußerte ich im Fortgehen zu meinem Begleiter. „Ja," erwiderte er, „Golden Lane haben wir verlaſſen, aber dieſe Gegend ſteht faſt auf demſelben Niveau. Sehen Sie das hohe grau angeſtrichene Haus dort an der Ecke?"

„Ja, es ſieht recht unheimlich aus, wie eine Diebesſpelunke." —

„Das iſt es auch. Es iſt Victoria Hall, ein Diebsquartier. In dem Hauſe iſt eine Kneipe, ein Dining-Room und ein Theater. Wenn Sie wollen, können wir hineingehen und mitten unter dem Diebsgeſindel eine Theater-Vorſtellung anſehen."

„Gewiß, gehen wir hin. Aber ich meinte, die eigentlichen

Diebsherbergen, welche früher geduldet wurden, um die Diebe beſſer zu überwachen, ſeien in London von der Polizei aufgehoben?“ —

„Das iſt richtig; im Allgemeinen exiſtiren ſie nicht mehr. Aber Victoria Hall iſt eine Ausnahme.“ —

Während dem waren wir vor dem grauen Eckhauſe angekommen. Es nahm die Ecke einer Straße ein, war vier Stock hoch und hatte viele Fenſter und Thüren. Der Haupteingang ſchien durch eine große, ſtallähnliche Thür in der Nebenſtraße zu ſein, deren Seiten mit Plakaten aller möglichen Art bedeckt waren. Durch dieſe Thür traten wir ein, nachdem uns vorher ein Mann, der hinter einem Schiebfenſter ſtand, zwei Penny für den Eintritt abgefordert hatte. Der Raum, in den die große ſtallähnliche Thür führte, machte einen widerlichen Eindruck. Große, wüſte, geſchwärzte Holzwände, an denen hie und da Bänke angebracht waren, der Fußboden etwas tiefer, wie das Niveau der Straße liegend, ein unebener Eſtrich, ohne Holzbedeckung. Eine Treppe führte aus dieſem Raum in, wie es ſchien, untere Räumlichkeiten, zwei Treppen führten nach oben. Eine von der Decke niederhängende Stalllaterne mit zerbrochenen Scheiben erleuchtete das unheimliche Local.

Wir gebrauchten einige Minuten Zeit, um uns in unſerer neuen Umgebung zu orientiren. Nach und nach traten die Einzelheiten aus dem Halbdunkel hervor. Es waren bereits viele Menſchen in dem Locale anweſend. Manche ſaßen, manche lagen auf den Bänken. Andere kamen oder verließen den Ort auf den verſchiedenen gebrechlichen Treppen. Niemals habe ich eine ſo unheimliche, meiſtens zerlumpte Geſellſchaft zuſammen geſehen. Sämmtliche Männer und Mädchen, welche hier umherſtanden oder umherlagen, waren noch ſehr jung, wohl keiner war älter, wie einige zwanzig Jahre. Manche ſchienen noch nicht das vierzehnte

Jahr zurückgelegt zu haben. Es waren kleine Mädchen da von zehn, zwölf Jahren, Knaben von dreizehn und vierzehn. Man trank aus zinnernen Bierkrügen und großen Branntweingläsern Ale, Porter und Gin. Manche schienen bereits berauscht zu sein; die Unterhaltung bewegte sich in lärmender Art, in unsittlichen rohen Späßen. „Was ist denn das für eine Gesellschaft, in der wir uns befinden?“ flüsterte ich meinem Begleiter zu.

„Lauter junge Diebe, Diebinnen und prostituirte Mädchen.“ —

„Aber ich sehe ja Kinder unter ihnen?“ —

„Eins, wie das Andere. Hier ist kein Unterschied.“ —

„Wohin führen denn diese Treppen?“

„Eine in die oberen Räume des Hauses, eine andere in den Schenkraum, wo Bier und Branntwein geschenkt wird, eine dritte — nun, ich sagte Ihnen ja, daß alle Mädchen, die Sie hier sehen, der Prostitution angehören.“

„Aber es sind ja Kinder unter ihnen?“

„Nun ja, was ist in London Wunderbares daran?“

In diesem Augenblicke hörten wir eine Schelle. Sie gab das Zeichen zu der beginnenden Theatervorstellung. Alle verließen nun auf der einen, nach oben führenden Treppe das Local. Als die Letzten die Treppe hinaufstiegen, folgten wir ihnen. Die Treppe führte zu einer langen hölzernen Gallerie. Aus der Gallerie stiegen wir auf einer anderen Treppe zu einem Hofe von finsterem Aussehen hinab. In dem Hofe war das Theater, ein großer hölzerner Schuppen. Als wir eintraten, hatte die ganze Gesellschaft sich bereits auf den Bänken des Parterre, welche nach hinten in die Höhe stiegen, niedergelassen.

Was war das für ein Theater! Die glänzenden Räume von Her Majestys Theater und diese in rohester Weise bemalten Holzwände, welch ein Contrast! Welcher Dunst und welche

Atmoſphäre! Das Orcheſter beſtand aus vier Perſonen. Eine barbariſche Muſik begann. Der Vorhang rollte auf. Wir ſaßen mitten unter den Dieben und Mädchen. Eine komiſche Scene mit Geſang machte den Anfang. Klatſchen und wiehernder Beifall unterbrach die einzelnen Sätze. Dialog und Geſangsnummern enthielten Dinge, welche gar nicht wiederzugeben ſind. Deſto größer war hier der Beifall. Ich hatte genug geſehen und gehört. Die niedrigſte Gemeinheit machte ſich in dieſen Couplets ſo breit, daß ſie äußerſt widerlich wurde. Ich forderte meinen Begleiter auf, das Theater in Victoria Hall zu verlaſſen. Wir ſtanden auf. Als wir hinausgehen wollten, betrat ein junges Mädchen den Raum, ein Kind von ungefähr zehn Jahren an der Hand. Das junge Mädchen konnte kaum achtzehn Jahre alt ſein. Ein feines, zartes Geſicht, große dunkelblaue Augen, reiches, braunes Haar um eine edle weiße Stirn — eine wahre Marienblume unter dieſem Geſindel. Sie war einfach und ſehr reinlich gekleidet; in ihrem Aeußern und in ihren Bewegungen war nichts Anſtößiges. Sie ſetzte ſich mit dem Kinde auf eine der noch leeren Parterrebänke. Ich war erſtaunt über die Schönheit und über das anziehende Weſen des jungen Mädchens. „Wer iſt denn das Mädchen?“ fragte ich den Detectiven; „ſie kann doch unmöglich“ — —

„Eine profeſſionelle Diebin,“ erwiderte er.

Wir verließen Victoria Hall. Ich ſollte in dieſer Nacht noch tiefer in die Schichten der Londoner Bevölkerung hinabſteigen. Es war neun Uhr, als wir aus Victoria Hall auf die Straße traten. Der Sprühregen hatte aufgehört; aber der Nebel war noch dichter geworden. So ein Londoner Nebel übertrifft alle Nebel des Continents. Er hat eine braunrothe Farbe und iſt ſo dick, daß man auf eine Wand zu ſehen glaubt. Die Gasflammen, durch dieſe Nebelwand geſehen, erſcheinen roth, von einem rothbraunen

Hofe umgeben. Nur langsam gelangten wir vorwärts; das Quartier, in dem wir uns befanden, ist in den Abendstunden belebter, wie zu irgend einer andern Zeit des Tages.

Die Uebergänge über die Straßen wurden, weil man die Wagen erst in der Entfernung von wenigen Schritten erkennen konnte, sogar gefährlich. Der berühmte Reisende, Dr. Livingstone sagt: „die Straßen von London sind gefährlicher, wie die afrikanischen Wüsten.“ Man gehe durch Cheapside oder durch Fleetstreet in den Nachmittagstunden, man sehe sich dies Wagen- und Menschengewühl an, und man wird mit der Meinung des unerschrockenen Reisenden übereinstimmen. Dr. Winter hat in seinem schon erwähnten Buche berechnet, daß an einem gewissen Tage des Jahres 1850 auf oder von ihrem Wege nach Westend nicht weniger als 67,510 Fußgänger und 13,790 Omnibus, Cabs und Handsoms, welche 50,092 Personen führten, Bow-Church, die graue alte Kirche, welche man in Cheapside sieht, passirten. Zu derselben Zeit passirten aus Osten nach Westen Aldgate, eine Straße in der Nähe der Minories 58,430 Fußgänger und 9332 Wagen mit 20,804 Personen. Die Durchschnittssumme der Menschen, welche sich täglich während des Verlaufs von zwölf Stunden durch diesen Raum bewegten, welcher nur $1^1/_4$ englische Quadratmeilen umfaßt, beträgt nach Dr. Winters Berechnung 400,000 Menschen. Auch der Stadttheil, den wir passirten, um nach Petticoat-Lane zu kommen, gehört zu den belebtesten der Riesenstadt an der Themse. Das Gewühl bot übrigens nichts Charakteristisches; ich schlug meinem Begleiter deshalb vor, ein Cab zu nehmen, um schneller vorwärts zu kommen. Wir riefen den nächsten Kutscher an, und nach einer halben Stunde hielten wir am Ausgange einer engen dunklen Straße. „Petticoat-Lane, Sir,“ sagte der Kutscher, als er den Schlag öffnete.

Wir traten in die Straße. Wieder hatte sich auf ein-

mal die Scene verwandelt. Ganz neue Bilder in dem ſtets wechſelnden Kaleidoſcop des Londoner Straßenlebens. Die breite Straße in Whitechapel, auf welche Petticoat-Lane mit ihren Nebengaſſen ſtößt, gehört unter die großen Verkehrsadern des Londoner Lebens. Plakate mit allen hohen bunten Buchſtaben bedeckten die Fronten der hohen Häuſer; ein Laden, ein Magazin reiht ſich in den Parterreräumen an den andern; Omnibus von oben bis unten bepackt, der ſchreiende, winkende und die Straßen ausrufende „Treiber“ hinten auf dem Trittbrett, die „Handſoms“, die Halbwagen mit zwei Rädern, das Pferd in der Gabeldeichſel, „die Cabs“, einſpännige Wagen in der Form unſerer Droſchken, die „Brughams“ mit zwei Pferden, nehmen die Mitte der Straße ein, immer in geſtrecktem Trab fahrend; die Trottoirs dicht mit Fußgängern bedeckt, Alles eilig, Jeder im Cityſchritt, der eiliger und länger iſt, wie jeder andere Schritt; denn in der City hat Niemand Zeit, und Jeder, der dort geht, geht nur ſeinen Geſchäften nach; oft ſtockt an den Straßenübergängen dieſe immer rollende Woge von Menſchen, Pferden, Wagen und Geſchirr, und es dauert dann Minuten lang, bis ſie ſich aus all' dem Gewirr von Neuem entwickelt, und weiter rollt. Die Straße, welche wir betraten, war dagegen dunkel und ſchmal. Wenn ein Wagen Petticoat-Lane paſſirt, nimmt er die ganze Breite derſelben ein. Omnibus paſſiren die Straße nie. Die beiden Seiten nehmen Geſchäftslocale jeder Art, Läden und Magazine ein; in Allen wurde noch gearbeitet, gekauft, gemarktet und gehandelt. Auf den ſchmalen Trottoirs drängte ſich die Bevölkerung, um die letzten Geſchäfte noch ſchleunigſt abzuthun und die nöthigen Einkäufe für morgen zu machen, denn der Sabbath ſtand vor der Thür und guckte bereits in die Häuſer herein. Wir befanden uns ja in dem Judenquartier Londons. Die Phyſiognomie der ganzen Umgebung trug durchweg einen

entschieden jüdischen Charakter; der jüdische Typus prägte sich in allen Gestalten und auf allen Gesichtern aus. Ich möchte sagen, daß Petticoat-Lane einen noch entschiedenern jüdischen Charakter trägt, wie der Ghetto zu Rom, den ich vor einigen Jahren sah, obschon kein gesetzlicher oder polizeilicher Zwang die Juden in Petticoat-Lane festhält, wie im Ghetto zu Rom; denn, wenn auch die Mauern und Thore des Ghetto gefallen sind, so machen die römische Gesetzgebung und der Druck, den die Inquisition in Rom auf die Juden ausüben, denselben die Ansiedlung in irgend einem andern Stadttheile der ewigen Stadt unmöglich. Aber in Einem unterscheiden sich der römische Ghetto und Petticoat-Lane, und zwar in einer Hauptsache. Während dort der Schmutz und die kläglichste Armuth aus allen Fenstern heraussah und in allen Winkeln hockte, war die englische Reinlichkeit und eine gewisse Wohlhabenheit hier gar nicht zu verkennen. Welche Thätigkeit und welche Bewegung herrschte hier noch trotz der späten Abendstunde in allen Werkstätten und Magazinen! In London wird überhaupt mehr gearbeitet, wie in irgend einer Stadt auf dem Continent. Auch die Juden in Petticoat-Lane schienen hiervon keine Ausnahme zu machen. Uebrigens steht Petticoat-Lane in seiner geschäftlichen Thätigkeit in einem nichts weniger wie guten Ruf. Man sagt von seinen Märkten, welche gewöhnlich Montag Morgen auf den in diesem Quartier aufgeschlagenen Verkaufsplätzen stattfinden, daß sie der Stapelplatz für alle die gestohlenen Sachen und Gegenstände sind, welche die Swellmobsmen während der Woche auf den Straßen, in den Omnibus, in den Theatern und Kirchen aus den Taschen der Londoner Bevölkerung zusammenstehlen. Uebrigens constatire ich nur den Ruf der „Unterrocksstraße“, ohne die Thatsache verbürgen zu wollen, oder verbürgen zu können.

Die Straßen wurden oft so schmal, daß ich mich in den

engen Gassen Venedigs zu befinden glaubte, welche die Verbindung der einzelnen Theile der Lagunenstadt mit den Canälen zu Land herstellen. Im Dunkel des Abends schienen die Dächer der hohen, von Ruß geschwärzten Häuser an manchen Stellen zusammen zu stoßen, und der Nachthimmel schien sich zu einem schmalen Streifen Nebel verengt zu haben. Die ganze erwachsene Bevölkerung von Petticoat-Lane befand sich auf der Straße, oder war hinter den erleuchteten Fenstern oder vor den Thüren zu sehen. Nur die Kinder schienen bereits die Nachtruhe gesucht zu haben. In den Werkstätten wurde noch geschneidert, geschustert, gehämmert und geklopft; in den Läden und Verkaufsboutiquen wurde eingekauft, gehandelt und gefeilscht; in den Publichäusern standen und saßen sie vor der Barre, plaudernd, rauchend, Ale und Porter trinkend; ganz verschieden von der englischen Sitte wurde hier die Unterhaltung vor den Hausthüren gepflegt, wie am Abend in kleinen deutschen Städten. Der englische Typus schien hier ganz und gar von dem jüdischen verdrängt zu sein. Kleine Männer, dicke Frauen, unter den jüngeren Frauen und Mädchen viele Gestalten mit zierlichen und üppigen Formen, charakteristisch schöne Köpfe, aber in allen der orientalische Typus unverkennbar vorherrschend. Nur hie und da bemerkte ich ausnahmsweise Frauenköpfe mit reichem hochblondem oder röthlichem Haar und hellerem Teint. Mein Begleiter schien hier viele Bekannten zu haben. Ob es mit seiner polizeilichen Thätigkeit bei Gelegenheit der Märkte zusammenhing, wo die von den Swellmobsmen zusammengestohlenen Sachen verkauft werden, ich weiß es nicht, habe ihn, um Petticoat-Lane nicht zu verdächtigen, auch nicht darnach gefragt. Er wurde vielfach gegrüßt und angeredet. Wie ich im Ghetto zu Rom die lingua romana mit einem starken jüdischen Accent sprechen hörte, so hörte ich hier das Englische jüdisch accentuiren. Auffallend oft

hörte ich auch deutſch ſprechen, meiſtens im ſüddeutſchen Dialect, mehr, wie in irgend einem andern Theile Londons. Ein ſehr hübſches, großgewachſenes Mädchen ging an uns vorüber, um in einem Laden einige Einkäufe zu beſorgen. Sie fiel mir durch ihre regelmäßig ſchönen Züge und durch ihr prächtiges ſchwarzes Haar auf. Um meinen Begleiter aufmerkſam zu machen, rief ich: „Sehen Sie das ſchöne Mädchen!“ Unwillkührlich, ohne daran zu denken, daß er mich nicht verſtand, bediente ich mich bei meinem Ausrufe der deutſchen Sprache. Das Mädchen lachte und erwiderte ebenfalls in deutſcher Sprache: „Ich danke Ihnen für das Compliment!“ Sie war eine Polin und ſchon ſeit ihren Kinderjahren in London, wie ſie mir im Weitergehen erzählte. Am andern Tage — es war der jüdiſche Sabbath — beſuchte ich Petticoat-Lane zum zweitenmale, ohne meinen polizeilichen Begleiter. Es war am Nachmittage und ein warmer, ſonniger Tag war dem Nebelwetter gefolgt. Wie hatte ſich die Unterrocksſtraße verwandelt! Alle Läden und Geſchäfte waren geſchloſſen; das Hämmern, das Klopfen, das Handeln, das Feilſchen war auf vierundzwanzig Stunden der Sabbathsruhe gewichen. Auch heute war die ganze Bevölkerung auf der Straße, aber Alles war im ſonntäglichen Schmucke. Plaudernd und rauchend ſaßen die Männer vor den Thüren, in feinen ſchwarzen Anzügen, mit ſchweren goldnen Uhrketten in den Weſtentaſchen, manche ſogar in Lackſtiefeln, mit hohen weißen Vatermördern, alle nach engliſcher Sitte den Hut auf dem Kopfe. Die Frauen promenirten in der Straße, Alle in ihren beſten Kleidern, welche ſich über weite Crinoline aufbauſchten. Die orientaliſche Neigung zu grellen bunten Farben ſchien auch hier unter dem grauen engliſchen Nebelhimmel den Kindern Judäas eigenthümlich geblieben zu ſein. Meiſtens ſah ich rothe, grüne, blaue Sammetkleider, faſt keine dunkle oder auch nur matte

Farbe. Die bunten Farben kleideten übrigens ihre Trägerinnen sehr gut, und dienten nur dazu, das schwarze Haar und den dunklen Teint noch mehr zu heben. Ich sah viele sehr schöne Mädchen. Kinder und jüngere Mädchen tanzten in der Straße und auf einem kleinen Platze nach der Musik einer Drehorgel. Es war ein heiteres, fröhliches Leben in Petticoat-Lane, so heiter und fröhlich, daß ich mehrere Stunden blieb. An manchen Stellen war das Gedränge der Spaziergängerinnen und der tanzenden Mädchen und Kinder so groß, daß ich Mühe hatte, mich zwischen den Crinolinen durchzuwinden. Auch das schöne Mädchen mit dem prächtigen, schwarzen Haar vom vorigen Abend sah ich wieder. Das grasgrüne Musselinkleid, was sie trug, hob ihre volle, üppige Gestalt noch mehr hervor, in ihrem schwarzen Haar trug sie eine rothe Kamelie. Sie sang mir in ihrer Stube das in London fast vergessene Lied von der armen „Nelly Gray", von dem Mädchen am Kentuckystrom, und hernach tranken wir ein pint of half and half mit einander im Publichause.

Aber ich will ja nicht von der schönen Bita mit der rothen Kamelie im schwarzen Haar und im grasgrünen Musselinkleide, sondern von verrufenen Quartieren und Straßen der Themsestadt, von Dieben und Einbrechern erzählen. Kehren wir also zu Mr. John zurück, der mir, als wir uns fast bis zehn Uhr in Petticoat-Lane aufgehalten hatten, sagte, daß es nun wohl an der Zeit sei, die Straßen in der unteren Themsegegend zu besuchen. Während wir uns zu Fuß dort hinbegeben, und die Straßen immer dunkler und die Häuser kleiner werden, werde ich dem Leser von den „Craksmen", den Hauseinbrechern, der gefährlichsten Classe der Diebe erzählen, welche in jenem Quartier zu wohnen pflegen.

Sowie die Taschendiebe auf der höchsten Sprosse der

Diebe ſtehen, deren Gewerbe Leichtigkeit der Hand, Verſchmitztheit und Schlauheit erfordern, — ſo nehmen die „Einbrecher", die ſogenannten Craksmen, die erſte Stufe unter den Londoner Dieben ein, deren Geſchäft Stärke und Verwegenheit zur unumgänglichen Bedingung macht. Seit das ticket of leave-Syſtem in London im Schwunge iſt, hat ſich dieſe Claſſe von Dieben in einer unerhörten Weiſe entwickelt. Die entlaſſenen Sträflinge kehren in die menſchliche Geſellſchaft mit einer vollkommenen Kenntniß ihres verbrecheriſchen Treibens und mit brutaler Verachtung der ihnen drohenden Gefahr zurück. Die Geſellſchaft kann ihnen gar keinen beſſeren Erwerbszweig bieten, als wenn ſie ihre frühere Lebensweiſe von Neuem wieder aufnehmen. Ein Dieb, welcher vor den Gerichtshof von Bowſtreet zur Aburtheilung geführt wurde, hatte in einer einzigen Woche nach ſeiner Entlaſſung nicht weniger als drei verſchiedene Einbrüche begangen. Es iſt freilich wahr, daß dieſe Einbrüche mehr auf dem Lande wie in London ſelbſt vorkommen; aber ſie ſind auch in der Stadt nichts Seltenes. Viele von dieſen Einbrechern ſind ſo geſchickt und ſo kühn in der Ausübung ihres Gewerbes, daß es gar keine Mittel giebt, ſich vor ihnen zu ſchützen. Gewöhnlich ſetzen ſie ſich zuerſt mit den im Hauſe befindlichen Dienſtboten in Verbindung. Sie erfahren von ihnen, wie die Lage der einzelnen, im Hauſe befindlichen Räumlichkeiten iſt, und wo die Werthſachen und das Geld verwahrt zu werden pflegt. Das iſt hinreichend, um ans Werk zu gehen. Sie verdanken ihren Kameraden in Amerika die Kenntniß einer äußerſt ſinnreichen Methode, von Innen verſchloſſene Zimmer zu öffnen. Das Ende des Schlüſſels, welches aus dem Schloſſe nach Außen hervorſteht, wird mit einer Stahlzange gefaßt und abgebrochen. So öffnet ſich die Thür ohne weitere Gewalt und ohne den geringſten Lärm. Iſt ein unbewohntes Haus in der Nähe des Hauſes, wo ſie ihren Be-

ſuch zu machen gedenken, ſo bildet dieſes unbewohnte Gebäude ihre Operationsbaſis. Bei Tage ſchleichen ſie ſich dort ein und kriechen dann während der Abenddämmerung an der Vormauer entlang, ſich unbemerkt dem bewohnten Gebäude nähernd. Während die Bewohner deſſelben in dem gewöhnlich zu ebener Erde gelegenen Eßzimmer verſammelt ſind, ſchleichen ſie ſich die Treppe hinauf, um in dem oberen Stockwerke, wo ſich in den ſtets nur von einer Familie bewohnten Londoner Häuſern die Wohn- und Schlafzimmer befinden, einzubrechen. Hier ſind ſie während dieſer Zeit vor Störung ziemlich ſicher. Nachdem ſie ausgeräumt haben, geſchieht der Rückzug ganz in derſelben Weiſe nach dem unbewohnten, menſchenleeren Nebengebäude. In einer großen Zahl von Fällen ſind auch dieſe Dienſtboten die unwiſſenden Werkzeuge der Diebe. Ein hübſcher, junger Dieb, deſſen Kameraden hören, daß in irgend einem Hauſe ein Einbruch ſich beſonders lohnen würde, macht mit dem Dienſtmädchen in dieſem Hauſe Bekanntſchaft. Er macht ihr eine Liebeserklärung, und das Mädchen beſtellt ihn zu den Stunden, wo ſie weiß, daß ſie allein iſt. Dieſe Zeit benutzt er, um ſich von allen Räumlichkeiten des Hauſes, von der Zeit, wo die Familie auszugehen pflegt, und von dem Orte, wo die Stubenſchlüſſel und Hausſchlüſſel aufbewahrt zu werden pflegen, die nöthige Kenntniß zu verſchaffen. Jetzt iſt die Arbeit leicht. Zu einer Zeit, wo die Familie in der Kirche iſt, holt er das Mädchen zu einem Spaziergange ab, während er den Hausſchlüſſel von dem gewohnten Nagel nimmt und einſteckt. Von dem Mädchen ungeſehen, giebt er ihn einem Kameraden, der ihm wie zufällig auf der Straße begegnet. Wenn das Mädchen zurück kommt, iſt das Haus ausgeräumt.

Es ſind in London Fälle conſtatirt worden, wo an einem Nachmittage ein Dutzend Häuſer in derſelben Straße

auf dieſe Weiſe ſyſtematiſch ausgeräumt wurden. Dr. Winter berechnet, daß in einem Jahr — 1855 — vor den ſämmtlichen Polizei- und Gerichtshöfen ſechzigtauſend Fälle verhandelt wurden; die Koſten der Gerichtsbarkeit beliefen ſich, einſchließlich des Gehalts der Beamten in dieſem Jahr auf 63,021 Pfund Sterling 16 Schilling 5 Pence; an Geldſtrafen wurden 11,315 Pfund 16 Schilling 6 Pence bezahlt. Die Zahl der bekannten profeſſionsmäßigen Diebe, welche eine beſtändige Ueberwachung Seitens der Polizei erfordern, berechnet er auf 8000, während ſich die ſogenannte „unruhige Claſſe“ Londons auf 40—50,000 Köpfe beläuft. Merkwürdig iſt nach Dr. Winters Beobachtungen, daß die verſchiedenen Verbrechen eine beſtimmte Zeit zu haben ſcheinen, in denen ſie am häufigſten vorkommen. Die Zeit des Straßenunfugs, der Betrunkenheit und der Raubanfälle ſind die Hundstage; Einbruch und Falſchmünzerei ſind die Verbrechen der Wintermonate; Selbſtmorde kommen am häufigſten in den Monaten Juni, Juli und Auguſt vor.

Um 10 Uhr ſtanden wir in Ratcliffe Highway, ſchon unterhalb Londonbrigde, vor einem Publichauſe von ſehr verdächtigem Ausſehen. Ratcliffe Highway war früher eine der berüchtigſten Straßen in der Londoner Diebeswelt, wie ich ſchon erwähnte. Der Charakter der Straße mit ihren einſamen Nebengaſſen hat ſich, wie Mr. John mir verſicherte, wenig verändert, wenn ſie ihren berüchtigten Namen auch mit dem anſtändigern Namen der „Georgsſtraße“ vertauſcht hat. Das Aeußere der Männer und Weiber, welche ſich hier umhertrieben, war auch nichts weniger als Zutrauen erweckend. Allein hätte ich während der Abend- und Nachtſtunden dieſe Gegend nicht durchſtreifen mögen. Matroſen und zerlumpte Kerle mit gefährlichen und unheimlichen Phyſiognomieen ſtanden an den Ecken und unterhielten ſich mit Frauenzimmern, über deren Gewerbe ihre geſchminkten Geſichter

und ihre weitausgeschnittenen, mit farbigen Bändern aufgeputzten Kleider gar keinen Zweifel aufkommen ließen. Sie hatten ihre Absteigequartiere in den halbdunklen Seitengassen, deren Anblick mir alle möglichen Schauergeschichten, in denen Raub und Mord eine Rolle spielen, ins Gedächtniß zurückriefen. Morde, um die Leichname behufs anatomischer Zwecke zu verkaufen, sollen in London nicht mehr vorkommen; aber diese Absteigequartiere in den dunklen, engen Straßen schienen für Ausplünderung der Opfer, welche dorthin gelockt werden, ganz geeignet. Und wenn das Opfer Widerstand leistet, schreit und Lärm macht, — nun, das Messer hat man bei der Hand und die Themse ist so nahe, um den Leichnam dem verschwiegenen Meere zuzuführen. Auch das Publichaus, vor dessen offenen Thür wir standen, sah äußerst unheimlich aus. Mein Begleiter sagte mir, daß es als ein Aufenthalt der gefährlichsten Kerle aus der ganzen Gegend berüchtigt sei und deshalb unter beständiger Aufsicht der Polizei stehe. Vor der Barre drängten sich schmutzig und zerlumpt aussehende Kerle und Weiber, unheimliche Gestalten; Gin und Whisky schienen die Köpfe der Meisten schon in bedeutendem Grade erhitzt zu haben. Aus den hintern Räumen des Hauses, welche von den vordern durch eine buntgestreifte Decke getrennt waren, tönte uns eine wilde barbarische Musik entgegen. Zu solchen Klängen müssen die Wilden in Neu-Seeland tanzen. Wir traten ein und drängten uns nur mühsam zwischen den halbtrunkenen Gestalten, welche vor der Barre umhertaumelten, nach den hinteren Räumen des Hauses durch.

Der Detective schlug den buntgestreiften Vorhang zurück; eine kleine Treppe führte zu einem geräumigen Gemach mit niedriger Decke. Das durch die Hitze der Gasflammen und durch den Dunst erzeugte Miasma, welches uns entgegen schlug, war ebenso wenig einladend, wie die wilde, fremdartig

klingende Muſik, welche in dieſem Tanzſaal aufgeführt wurde. Auf einem erhöhten Orcheſter ſtanden vier Neger und ein ſchwarzes Weib. Von den Männern ſchlug einer eine Pauke, zwei ſpielten Violine, der vierte Guitarre, das Weib ſchüttelte ein Schellentambourin. Es waren die ſchwarzen „Serenaders“, die »christys minstrels«, wie man ſie in London zu nennen pflegt, welche Negerlieder ſingen und mit einer wilden Muſik zum Tanz aufſpielen. Die Männer trugen weite, blau- und weißgeſtreifte Hoſen, bunte Jacken und rothe Schärpen um den Leib; die ſchwarzen Geſichter ſtecken in hohen Vatermördern von weißem Papier; das Weib war in ein buntes Kleid mit grellem und fremdartigem Aufputz gekleidet; ein breites Tuch war um ihren Kopf geſchlungen und hing in langen rothen Zipfeln über ihren vollen ſchwarzen Hals hinab. Wer dieſe ſchwarzen „Serenaders“ nicht kennt, glaubt wirklich bei dem erſten Anblick eine Bande Neger vor ſich zu haben, beſonders wenn er dieſe wilde barbariſche Muſik und dieſe fremdartigen Melodien hört. Aber der erſte Anblick täuſcht. Hinter dieſen rußgeſchwärzten Geſichtern ſtecken Burſchen aus den Londoner Vorſtädten. Wirkliche ſchwarze Sänger, nicht rußgefärbte, kamen vor einigen zwanzig Jahren aus Amerika und brachten dieſe Negerlieder und dieſe fremdartigen, wilden Tänze mit herüber. Sie traten zuerſt in St. James Hall auf und hatten mit ihren Negerliedern den größten Erfolg. Seitdem ſind die ſchwarzen Sänger in London Mode geworden, und man hört das Schellentambourin in Begleitung der Guitarre und die fremdartigen Geſänge auf allen Straßen. Wie man auf die Dauer daran Geſchmack finden kann, iſt freilich nur in England zu begreifen. Hier in dieſer berüchtigten Vorſtadtkneipe, wo nur Diebe, Matroſen und liederliche Dirnen verkehren, war dieſe Muſikbande freilich ganz an ihrem Platze. Die ſchwarzen Geſichter, der fremdartige Aufputz in der Kleidung und die

Negerlieder, ſtimmten ganz und gar zu dieſer Geſellſchaft, welche in dem niedrigen Saale auf den an beiden Seiten befindlichen ſchmalen Bänken ſaß, Taback kaute und die Mädchen mit Ale und Brandy regalirte. »National assembling-rooms« in Holborn ſind jetzt in London der Tanzplatz für die Proſtitution. Aber welcher Contraſt zwiſchen jenen prächtig decorirten Sälen mit ihren goldumgitterten Orcheſtern und dieſer Tanzkneipe in Ratcliff Highway! Ich dachte an jene, oft wunderbar ſchöne Geſtalten mit goldblonden Locken, mit perlendurchflochtenem, kaſtanienbraunem Haar, in der elegantеſten und reichſten Balltoilette, welche ſich dort nach den Klängen Verdiſcher Tanzmuſik bewegen, und erſchrak vor dem Contraſte, der ſich mir hier in den häßlichſten Bildern aufrollte. Der Duft von Pattſchouly und Eau de mille fleurs und dies Miasma von Tabak, Gasluft und Dunſt; die berauſchenden Klänge italieniſcher Muſik, der Glanz der Diamanten und die ſchönen Augen, das Rauſchen der Atlaskleider — und dieſe barbariſchen Töne der Pauke und des Tambourins, dieſe häßlichen Weiber in ihrem Aufputz von Lumpen, welche halbtrunken von Gin und Brandy auf den Bänken umherlagen, und ſich zum Tanz anſchickten! Und es waren doch dieſelben Mädchen, mit denſelben leichtſinnigen, verkommenen und im Laſter verſunkenen Herzen — zwiſchen den prächtigen Tanzſälen in Holborn und dieſer ſchmutzigen Vorſtadtkneipe im Publichauſe auf Ratcliffe Highway lagen höchſtens zehn Jahre. Aber welche zehn Jahre! Zehn Jahre des Laſters, der Schande, der Verkommenheit und des Trunkes. Um während der Herbſtnebel ſich Stunden lang des Nachts auf Haymarket und in Regentsſtreet umher zu treiben, bedürfen die Unglücklichen des Gin und des Brandy. Zu Dutzenden ſieht man ſie deshalb vor der Barre der in jener Stadtgegend belegenen Publichäuſer in ihren Atlaskleidern Gin mit Waſſer trinken. Es iſt ein ſchrecklicher Contraſt! Und

oft beſitzen ſie in ihrem erborgten Schmuck mit Perlen im Haar, in ihren Seidenkleidern nicht einmal den Sixpence, um ſich durch ein Glas Gin zu erwärmen. Es hatte für mich immer etwas zugleich Schreckliches und Trauriges, wenn ein ſo unglückliches Geſchöpf mich auf der Straße mit der Bitte anſprach: „Gieb mir ein Glas Brandy.“ Es war feuchtes, nebliges Wetter, ein kalter Oſtwind wehete auf Haymarket, fröſtelnd zog ich den Paletot höher hinauf und band den warmen Shawl um den Hals, und ſie ſtand da, den ſchönen Hals und die vollen weißen Schultern nur von einer leichten Spitzengarnitur bedeckt, und bat um ein Sixpenceſtück, um frierend ein Glas Branntwein zu trinken. Sie hatte auf dem Parket von Argyll Rooms heute Niemanden gefunden, der ſie zum Souper und zum Champagnertrinken in eines jener kleinen Zimmer auf Haymarket führte, wo die Orgien der Londoner Nächte gefeiert werden. Um Mitternacht erlöſchten die flammenden Gaskronen von Argyll Rooms, und die Arme ſtand in der feuchten Novembernacht auf der Straße. Es waren zehn Jahre ſeitdem verfloſſen! Zehn Jahre eines ſolchen Lebens verwüſten die Geſtalt und das Herz. Wer hätte das ſchöne Mädchen mit den claſſiſchen Zügen, mit dem reichen ſchwarzen Haar, mit den von dunklen Wimpern beſchatteten tiefblauen Augen nach zehn Jahren wieder erkannt? Vielleicht war es jene dort mit dem zerrauften Haar, mit dem von Gin gerötheten Geſicht, welche neben dem dicken Matroſen auf der Bank lag und ihm ſchmeichelte, neuen Gin bringen zu laſſen. Ihr Haar war auch ſchwarz, und Spuren großer Schönheit waren in dieſen verwüſteten Zügen nicht zu verkennen. Oder jene, welche ſich dort zu den wilden Klängen des Tambourins und der Pauke mit jenem gefährlich ausſehenden Kerl im raſchen Wirbel des Walzers durch den Saal bewegt? „Kennen Sie jenen Kerl, der da mit dem großen Mädchen mit den dunk-

len Locken tanzt?“ fragte ich meinen Begleiter, mit dem ich mich an einen kleinen Tiſch niedergelaſſen hatte, welche an den Wänden ſtanden. „Recht gut, es iſt ein gefährlicher Einbrecher, ein Ticket of leave-men, der erſt ſeit vierzehn Tagen wieder in London iſt; wir paſſen ihm genau auf.“ Dann drängten ſich andere Geſtalten in den Saal; ich erkannte einige von den zerlumpten Männern, welche ich unten an der Barre geſehen hatte; ſie waren halbtrunken. Sie führten die Weiber von der Straße hinein, welche dort an der Ecke der dunkeln Nebengaſſe ſtanden, und miſchten ſich mit ihnen in den Tanz, der immer wilder wurde. Eine Pauſe trat ein, erſchöpft und erhitzt ſetzten ſich die Tanzenden auf die ſchmalen Bänke, um die halb ausgetrunkenen Gläſer zu leeren. Ein junges Mädchen in ſchottiſchem Koſtüm ging umher, um Backwerk zu verkaufen. Sie war kaum fünfzehn Jahre, von zartem und feinem Gliederbau; ihr blaſſes, feines Geſichtchen, von gelocktem, blondem Haar umgeben, hatte einen faſt kindlichen Ausdruck; das ſchottiſche Koſtüm mit dem bunten, kurzen Röckchen und dem rothbunten Plaid um die zarten Schultern ſtand ihr wunderhübſch. Ich nahm einige Stückchen Backwerk aus ihrem Körbchen und zahlte ihr, als ſie mich aus ihren großen, blauen Augen ſo wehmüthig anblickte, das Fünffache von dem, was ſie forderte. Dankend ging ſie an einen andern Tiſch, wo einige Matroſen mit ihren Weibern ſaßen, welche die roheſten Späße machten. „Sie iſt die Tochter eines gefährlichen Spitzbuben, welcher kürzlich wegen Raubmordes, weil er ihm nicht ganz bewieſen werden konnte, lebenslänglich in die Strafcolonie deportirt wurde; die Mutter iſt im Correctionshauſe zu Weſtminſter, welche zur Guitarre in den Kneipen ſpielte und ſang,“ ſagte der Detective. „Und das Mädchen?“ fragte ich weiter. „Gehört der Proſtitution an.“ — „Das Mädchen mit den frommen Taubenaugen, mit dem Kindergeſicht?“ — „Be-

zweifeln Sie es noch, Sie haben ja heute Abend in Victoria-hall ein noch weit hübſcheres Mädchen geſehen, welche Sie die Marienblume nannten, obſchon ſie eine profeſſionirte Diebin war. Sie war höchſtens drei Jahre älter, wie dieſe da.“ —

Von Neuem erklang das Tambourin und die Pauke; von Neuem kreiſchten die Violinen. Ein wilder Negergeſang begleitete die barbariſchen Töne. Der Geſang hatte etwas Berauſchendes. Von neuem begann der wilde Tanz. Ich hätte glauben können, die Wilden an der Küſte von Neu-Guiana tanzen zu ſehen, ſo toll ging es her. Berauſchte Weiber in ſchmutzigen Kleidern, mit ungekämmtem Haar ſetzten ſich zu uns an unſern Tiſch, forderten von uns zu trinken und beläſtigten uns mit unfläthigen Scherzen. Ich beſtellte für ſie Brandy und Ale. Dann geriethen ſie in Streit, wer neben mir ſitzen ſolle, andere Weiber und Matroſen miſchten ſich hinein, und es entſtand eine Prügelei, welche ſich bald wie ein Wirbelwind durch den Saal wälzte. Mit Mühe zogen wir uns in eine Ecke nach der Thür zurück. Dann drangen Policemen von draußen in den Saal, um die Ruhe wieder herzuſtellen, hinter ihren Rücken entwiſchten wir die kleine Treppe hinab auf die Straße.

Mein Begleiter führte mich durch mehrere düſtere Nebengaſſen noch weiter ſtromabwärts. Wir waren ſchon unterhalb des Themſetunnels, und kamen in eine Straße, welche nur an der einen Seite mit Häuſern beſetzt war. Die andere Seite bildete der offene Strand. Während wir in dem Publichauſe waren, hatte das Nebelwetter vollends aufgehört. Die Nacht war klar und hell geworden. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete das See- und Waſſerbild, was ſich vor uns in unbeſtimmten Contouren ausdehnte. Der Wind rauſchte in dem Takelwerk der großen Seeſchiffe, welche zum Einladen und zur Ausbeſſerung auf der andern

Seite des Flusses in den Docks lagen. Es war ein Mastenwald, der sich bis zum Horizont ausdehnte. Der Hafen von London bietet, je näher man nach Londonbridge kommt, einen wahrhaft großartigen Anblick. An beiden Seiten des Stromes Schiffe, Masten, Segel und Takelwerk, so weit das Auge reicht; der „stille Heerweg" selbst, wie man in London die Themse zu nennen pflegt, so mit Schiffen bedeckt, daß das Schiff, welches stromaufwärts fährt, nur langsam seine Straße findet. Hier vor uns lag ein Stück dieser grandiosen Scenerie, welche man weder in Europa, noch in Amerika zum zweitenmale findet. Aber der „stille Heerweg" war in der That eine stille Straße geworden. Das betäubende Geräusch des Londoner Tages war verschwunden, die Dampfschiffe schliefen, die Arbeiter in den Docks schliefen, die stille und geräuschlose Nacht hatte die Schiffe und Menschen in ihren dunklen, schweigenden Mantel gehüllt. Es war so still, daß ich das Plätschern der Wellen am Bord der Schiffe hörte. Nur in einigen Häusern der Straße, welche bei Tag voll Geräusch und Lärm ist, in der sich ein Frachtkarren hinter dem andern drängt, war noch Licht. Es waren ebenfalls Publichäuser, aber Publichäuser der niedrigsten Klasse. In einem von ihnen pflegten sich die Boxer zu treffen und sich zu diesem widrigen Faustkampfe einzuüben, an dem auch nur Engländer Geschmack finden können, — diese Nation, welche sich in ihrem Dünkel und in ihrer Eitelkeit brüstet, unter allen Nationen der Erde die erste zu sein, und in Wahrheit, wenn man den Maßstab geistigen Wissens, geistigen Talents, den Maßstab des Schaffens auf dem Gebiete der Kunst, der Malerei, der Literatur, der Musik an sie anlegt, die allerletzte unter den Völkern Europas ist.

„Diese Häuser, welche die ganze Nacht offen bleiben," sagte der Detective, indem er mit dem Finger auf die erleuchteten Fenster zeigte, „sind die allergefährlichsten in London.

Sie ſtehen auch unter beſtändiger Aufſicht der Polizei. Die Klaſſe von Dieben, welche ſich, oft in eleganter Kleidung, in der Stadt, in den Gaſthöfen und Diningrooms umhertreiben und Fremde zu Wetten und zum Kegelſpiel verlocken, treiben dort ihr Weſen. Sie werden berauſcht und dann mit Liſt und mit Gewalt ausgeplündert. Geht es nicht anders, ſo kommt es auch auf einen Mord nicht an. Haben Sie von dieſer Klaſſe von Spitzbuben gehört?“ —

Ich kannte dieſe Klaſſe höchſt gefährlicher Subjecte. Man lieſt häufig von ihnen in den täglichen Berichten, welche die Zeitungen von den Verhandlungen der Polizeigerichtshöfe geben. Ihre Raubverſuche tragen faſt alle denſelben Charakter. Trotzdem laſſen ſich die »foreigners« nicht warnen. Ein Engländer wird ſchwerlich ihr Opfer. Ich werde einen Fall ſtatt vieler erzählen, welche ich berichten könnte. Er paſſirte einem Deutſchen aus New-York, der zu einem Beſuche des Vaterlandes über das Meer gekommen war. Ich werde ihn ſelbſt reden laſſen: „Ich befand mich heute Vormittag,“ erzählte er mir, als wir in Bibra's deutſchem Gaſthof in Martins-Lane zu Mittag ſpeiſten, „in einem Diningroom in Cheapſide, um ein Frühſtück zu nehmen. An meinen Tiſch ſetzten ſich zwei wohlgekleidete Leute, welche mir wie Kaufleute aus der City ausſahen. Einer von ihnen fing mit mir ein Geſpräch an. Er bot mir an, mit ihm ein Glas Sherry zu trinken, wie das in England Sitte iſt, und erzählte ſodann, daß er heute durch Entſcheidung eines langwierigen Prozeſſes eine bedeutende Summe gewonnen hätte. Er hätte ſeinen Freund eingeladen, mit ihm den heutigen Tag zuzubringen und mit ihm das freudige Ereigniß zu feiern; ob ich in ihrer Geſellſchaft bleiben wolle? Als ich das Anerbieten unter einem Vorwand beſtimmt abſchlug, fing er an, mit ſeinem Freunde zu wetten, wer eine Kegelkugel am weiteſten mit der Hand ſchleudern

könne. Beide wurden ordentlich hitzig in ihren Behauptungen, wetteten ſchließlich um eine Guinee und baten mich, bei Entſcheidung ihrer Wette zugegen zu ſein und den Unparteiiſchen abzugeben. Ich merkte in der That dem Vorſchlage noch keine beſtimmte Abſicht an und willigte ein. Wir gingen auf die Straße; einer von ihnen rief ein Cab an und bat mich einzuſteigen, die Kegelbahn, wo die Wette entſchieden werden ſollte, ſei ganz in der Nähe. Wir ſtiegen ein. Die Fahrt dauerte eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde; ich ſah, wir waren bereits in den einſameren Straßen der unteren Themſegegend. Ich wurde ängſtlich. Endlich ſtiegen wir vor einem ſchlecht ausſehenden Hauſe aus. Ich ſah jetzt, ich war in eine Falle gegangen. Das Haus war ein Publichaus. In dem ärmlichen Schenkraum kam uns der Wirth, ein Kerl von ſehr verdächtigem Ausſehen, entgegen. Meine Begleiter ſchlugen vor, erſt noch einige pinte of ale zu trinken, bevor die Wette entſchieden würde. Ich verweigerte es entſchieden. Ich fürchtete, dem Ale möchte ein berauſchender Stoff beigemiſcht ſein. Meine Begleiter wurden verdrießlich über meine Weigerung; wie ich indeß darauf beſtand, führte uns der Wirth in einen ſtallartigen Raum hinter dem Hauſe, wo wir die Kugeln zum Werfen vorfinden würden. Jeder von ihnen nahm nun eine Kugel und warf. Nachdem ſie einigemal die Kugel fortgeſchleudert hatten, forderten ſie mich auf, nicht allein als Unparteiiſcher, ſondern als Mitſpieler mich an der Wette zu betheiligen. Ich weigerte mich entſchieden, ſagte, das ſei gegen die Verabredung und verlangte fortzugehen. Jetzt wurden die beiden Kerle grob; auch der Wirth kam herzu; ich ſah, wie ſie miteinander flüſterten und mich drohend anblickten. Ich bin groß und kräftig. Schon machte ich mich auf einen Kampf gefaßt, in dem ich am Ende doch unterlegen wäre. Da rettete mich ein Zufall. Die Thür des

Stalles öffnete ſich, ein Mann trat herein, der nach dem Wirth fragte. Als die drei Kerle den Mann eintreten ſahen, waren ſie plötzlich wie umgewandelt. Es war ein Beamter der Detective-Polizei, der zufällig in das Haus kam, und, als er den Wirth nicht im Schenkraum fand, in den Stall kam. In ſeiner Begleitung verließ ich das gefährliche Haus."

Ein ähnliches Haus war es, was wir jetzt betraten. Der Schenkraum war ärmlich und ſchmutzig. Bereits halbtrunkene Matroſen ſtanden an der Barre und tranken ein Glas Brandy nach dem andern. Der Wirth, der meinen Begleiter als Beamten der Detective-Polizei ſofort erkannte, lud uns ein, im Nebenzimmer Platz zu nehmen. Das Zimmer ſah wüſt und unordentlich aus. Der Boden war nicht gedielt. Ein großes Bild, auf dem eine Scene aus einem Boxerkampf dargeſtellt war, bedeckte die der Thür gegenüber liegende Wand. Eine Kugel hing an einer Kette in der Mitte der Decke. Hinter der Stube lag ein großer ſtallartiger Raum, in dem die Boxer ſich zu ihren Kämpfen einzuüben pflegen.

Der Wirth brachte uns Brandy und Waſſer. Mit ihm kamen einige von den verwilderten Kerlen aus dem Schenkraum in die Stube. Sie forderten uns auf, mit ihnen Kegel zu ſpielen, wozu die von der Decke herabhängende Kugel dient. Die Kugel wird in einiger Entfernung nach den Kegeln geſchleudert, welche unter ihr auf dem Fußboden aufgeſtellt werden. Als wir uns weigerten, wurden ſie noch zudringlicher, und einer von ihnen forderte mich auf, mich mit ihm zu boxen. Jetzt rief mein Begleiter den Wirth herein. Der Wirth ſprach mit dem Kerl, der mich zum Boxen aufforderte und bereits ſeine Jacke ausgezogen hatte, leiſe einige Worte. Dann ſahen ſie ſich unter einander verlegen an und verließen einer nach dem andern die Stube.

Ich war eigentlich verdrießlich, daß der Wirth die Ent-

wickelung der Scene durch die Mittheilung, daß mein Begleiter ein Beamter der Detective-Polizei sei, so schnell unterbrochen hatte. Das berüchtigte Haus war plötzlich öde und leer geworden. Weiterer Besuch war schwerlich zu erwarten; denn die Uhr zeigte auf zwei. Ich schlug meinem Begleiter vor, unsere heutige Nachtwanderung durch die verrufenen Straßen und Quartiere Londons zu beendigen. Wir tranken unseren Brandy aus, und der Wirth begleitete uns bis an die Schwelle seiner Diebeshöhle, welche ich allein weder bei Tage, noch bei Nacht hätte betreten mögen. Als wir auf der Straße standen, pfiff Mr. John einige Male auf eine eigenthümliche Weise auf einer kleinen Pfeife, welche er aus der Brusttasche seines Rockes hervorholte. Ich wußte nicht, was das Pfeifen zu bedeuten hatte. Dann hörte ich in der Ferne das Rollen eines Wagens. Das Rollen des Wagens kam näher. Noch einmal pfiff der Detective. Nach einigen Minuten hielt vor uns ein „Brougham" mit zwei Pferden. „Nach Haymarket," sagte ich zu dem Kutscher, als wir einstiegen. In gestrecktem Trabe ging es nun durch die stillen und menschenleeren Straßen. Nach einer halben Stunde hielten wir vor der Thür eines jener kleinen Restaurants in Haymarket, welche bis zum Anbruch des Morgens geöffnet sind. Hier war es noch lebendig, wie am Tage. Die große Promenade von den Colonaden an Her Majesty's Theater bis nach Regents Circus pflegt erst gegen drei Uhr beendigt zu werden. Der junge Tag stieg mit seinem rothen Flammenschein, welcher den Aufgang der Sonne verkündet, bereits über die Baumgruppen vom Regentspark am Morgenhimmel hinauf, als ich in meiner Wohnung in dem stillen St. Johns Wood eintraf.

Druck von Schröder & Rolcke (O. Schröder) in Berlin,
Stallschreiberstr. 30.

In demſelben Verlage erſchien:

## G. Raſch.

# Die dunkeln Häuſer Berlins.

8. geh. 9½ Bogen mit illuſtr. Umſchlage.

**Preis 15 Sgr.**

Wer Herz und Nerven dazu hat, ein ergreifendes Bild menſchlichen Elends zu ſchauen, der leſe das bereits in zweiter Auflage im Verlage von R. Herroſé in Wittenberg erſchienene Büchlein „Die dunkeln Häuſer Berlins“ von Guſtav Raſch, der uns ins Haus der Büßerinnen, in das neue Siechenhaus, in das Idiotenhaus, in das Zellengefängniß bei Moabit, in das „Haus des Elends“, in ein Haus in der Vorſtadt u. ſ. w. führt und uns mit einer Menge von Geſchöpfen bekannt macht, die das höchſte menſchliche Erbarmen in Anſpruch nehmen dürfen. Wenn wir in Dante's „Hölle“ die großartige Phantaſie eines Dichtergeiſtes bewundern und bei den ausgeſuchteſten Quälereien nur ſelten von herzlichem Mitleid ergriffen werden, ſo fühlen wir uns hier, der nackten Wirklichkeit gegenüber, theils auf tiefſte erſchüttert, theils von dem lebhafteſten Wunſche für die Verbreitung der Humanitäts-Principien durchdrungen und lernen aufs Neue den Werth wahrhaft ſocialer Beſtrebungen ſchätzen. (Kölniſche Zeitung.)